

Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg  
Germanistisches Seminar

# Masterarbeit

## Stören als diskurskritische Praxis

Zur linguistischen Modellierung von Normbrüchen  
am Beispiel von Protest-Stickern

Von  
Carina Krieger

8. Juli 2019

Betreut durch  
Prof. Dr. Ekkehard Felder  
Dr. Katharina Bremer

# Abstract

This thesis suggests to understand disturbance as a language category. Using protest stickers as examples it demonstrates how conceptually evoked knowledge patterns are being disturbed by semiotic resources and context mechanisms. I will argue that applying stickers is a disturbance practice that has a medial typicality which inherently leads to a disturbing effect. Medial disturbance practices co-exist with conceptual disturbance practices or as supplements to them. They can be classified as oriented towards the linguistic system or a pragmatic level. As disturbance also operates through breaking with linguistical expectations, evoking language and action patterns as a normative basis, on which fractures can be performed, can play a leading role. Disturbance itself does not prove to be a pattern but rather a dynamic of irritative combinations of patterns. It's pattern style serves as a pre-condition for accessing structures which are rooted as patterns in societal thinking and as an anchor point for a critical, reflected and normative way of thinking. Disturbance practices as a part of discourse linguistic studies can extend the empirical field through discourse phenomena which exist outside of the regular media discourse. Disturbed discourse topics offer insights to marginal positions within a discourse but also into inherent, subversive or innovative processes of socially critical thinking.



# Zusammenfassung

Der vorliegende Forschungsbeitrag schlägt vor, Stören als Sprachhandlungskategorie zu verstehen und zeigt am Beispiel von Protest-Stickern wie mithilfe semiotischer Ressourcen und über Kontextualisierungsmechanismen konzeptuell aufgerufene Wissensmuster gestört bzw. in Unordnung gebracht werden. Ich argumentiere dafür, dass das Stickern eine eigene Praktik des Störens darstellt, die über eine mediale Typik verfügt und darin bereits störende Effekte erzielt. Mediale Störpraktiken existieren neben und in Ergänzung zu konzeptuellen Störpraktiken, die mehr auf der systemsprachlichen und pragmatischen Ebene zu verorten sind. Insofern Stören auch sprachlich mit Erwartungsbrüchen arbeitet, spielt das Aufrufen von Sprach- und Handlungsmustern als normatives Fundament, an dem Brüche performativ vorgeführt werden können, eine tragende Rolle. Das Stören selbst erweist sich nicht als konkretes eigenes Muster, sondern eher als Dynamik irritativer Musterkombinationen. Das Musterhafte dient hier als Zugriffsvoraussetzung auf im gesellschaftlichen Denken eben musterhaft verankerte Strukturen und als Ankerpunkt für eine kritisch reflektierte normative Denkweise. Als eine Bereicherung für diskurslinguistische Studien können Störpraktiken deren empirisches Feld erweitern um Diskursphänomene, die sich außerhalb des ‚normalen‘ Mediendiskurses bewegen. ‚Gestörte‘ Diskursgegenstände bieten Einsichten in Randpositionen des Diskurses sowie in die darin inhärenten subversiven oder innovativen Prozesse gesellschaftskritischen Denkens.

# Inhaltsverzeichnis

<b>1</b>	<b>Einleitung</b>	<b>1</b>
<b>2</b>	<b>Theoretische Basis</b>	<b>5</b>
2.1	Dispositive und das Diskursive: Wissen – Macht – Subjekt . . .	5
2.2	Aus dem Bereich der Philosophie: Dekonstruktion als Verschiebung (Derrida) . . . . .	9
2.3	Aus dem Bereich der Linguistik und der Kunst: Kommunikationsguerilla . . . . .	13
2.4	Strategien der Dekonstruktion: Parodie, Ironie, Resignifizierung	15
2.4.1	Parodie . . . . .	16
2.4.2	Ironie und uneigentliches Sprechen . . . . .	18
2.4.3	Resignifizierung . . . . .	22
2.5	Der Begriff der Kritik bei Foucault und Butler . . . . .	24
2.6	Zur Logik des Störens und Stören als Diskursphänomen . . . .	25
2.6.1	Allgemeines Verständnis: Stören als Normbruch . . . .	25
2.6.2	Stören bei Butler . . . . .	27
2.6.3	Stören als Praktik? Eine Problematisierung am Beispiel des Stickers . . . . .	31
2.6.4	Stören als Diskursphänomen: Abgrenzung zu agonalen Zentren . . . . .	34
<b>3</b>	<b>Methode</b>	<b>39</b>
3.1	Multimodalität . . . . .	39
3.1.1	Bilder, Texte, Bild-Texte . . . . .	39
3.1.2	Multimodalität und Diskursanalyse: Methodische Überlegungen . . . . .	41
<b>4</b>	<b>Analyse</b>	<b>44</b>
4.1	Zu den Daten: Der Gegenstand „Sticker“ . . . . .	44
4.2	Medialität, Interaktivität, Situativität . . . . .	48
4.2.1	Modifizierende und kommentierende Sticker-Praxis . . .	49
4.2.2	(Soziale) Interaktion mit dem/der Betrachter*in . . . .	55

## *Inhaltsverzeichnis*

4.3	Wiederholung/Musterhaftigkeit . . . . .	64
4.3.1	Der saliente Satz als Diskurs-Position: Atomkraft – nein Danke . . . . .	65
4.3.2	Das universelle Design: Das RUN DMC-Meme . . . . .	67
4.3.3	Kritik durch Negation: Kein Mensch ist illegal . . . . .	69
4.3.4	Wiederholung und Musterhaftigkeit: Zwischenfazit . . . . .	71
4.4	Bruch mit dem (Sinn-)Bildlichen: Energiewende . . . . .	74
4.5	Bruch mit dem Formelhaften: Kinder haften für ihre Eltern . . . . .	76
4.6	Kategorialität: Birthplace: Earth... . . . . .	79
4.7	Diskussion der Ergebnisse: Konturen der pragma-semiotischen Kategorie eines normkritischen Störens . . . . .	81
<b>5</b>	<b>Fazit</b>	<b>87</b>

# 1 Einleitung

Gesellschaft ist stets im Wandel. Gesellschaftlicher Wandel und Veränderungen von Normen in einer Gesellschaft können sich leise und unsichtbar vollziehen oder sie werden ‚laut‘ eingefordert und explizit zum Diskussions- und Streitgegenstand in einer Gesellschaft gemacht. Ein Ort für diesen Streit kann der Diskurs und als Teil davon auch etwa die Straße als öffentlicher Raum für kollektive Gesten des Protests sein. Gerade in jüngster Zeit wird dieser Raum wieder vermehrt zum Austragen und Antreiben von gesellschaftlichen Wandelprozessen und als Ort des Ausdrucks von Positionen und Kritik genutzt.

Gerade da, wo es um die Ressourcen-Ausbeutung unseres Planeten und den Klimawandel geht, formieren sich immer mehr Klimaschutz-Aktivist\*innen<sup>1</sup> und Kohlegegner\*innen – etwa über Fridays for future<sup>2</sup> oder extinction rebellion<sup>3</sup> – und setzen sich für eine strengere Klimapolitik und etwa den Kohleausstieg ein. Enorme Ausmaße nahmen auch die Proteste in dem und um den Hambacher Forst an, der von Aktivist\*innen über Wochen besetzt wurde, um Rodungen zu verhindern, die das Gebiet für den Tagebau vorbereiten sollten. Unter dem Aufruf von Greta Thunberg kam es 2018 und 2019 zu Massendemonstrationen, bei denen gerade auch die jüngere Generation Präsenz zeigte. Nicht zuletzt vor der Abstimmung über die Urheberrechtsreform für das Internet gingen viele, gerade junge Leute auf die Straße, um ihren Unmut gegen Artikel 13 auszudrücken. Für Frauen- und Menschenrechte sowie die Gleichstellung der Geschlechter setzen sich viele Bürger\*innen und feministische Aktivist\*innen ein; so etwa am Frauenkampftag. Allerdings sind Demonstrationen nicht das einzige Mittel, um kollektiven Widerstand auszuüben. Neben Spezialformen wie Oben-Ohne-Protesten (so z.B. programmatisch realisiert durch *FEMEN*<sup>4</sup>) und Besetzungen oder Blockaden gibt es auch noch ‚subtilere‘ Formen der

---

<sup>1</sup>Für die vorliegende Arbeit habe ich mich entschlossen, mich für die Bezeichnung von Personengruppen des Gendernsternchens zu bedienen. Damit möchte ich a) anzeigen, dass ich in diesen Fällen das männliche und das weibliche sowie auch das diverse Geschlecht (verkörpert im Sternchen) gleichermaßen meine und b) gerne einen Bruch im Lesefluss oder eine Rezeptionsunbequemlichkeit (ganz im Sinne einer Störpraktik) in Kauf nehmen, in der sich auch auf einer sprachlichen Ebene spiegeln soll, dass hier ein unbequemer Prozess des gesellschaftlichen Umdenkens im Gange ist.

<sup>2</sup><https://fridaysforfuture.de/>

<sup>3</sup><https://rebellion.earth/>

<sup>4</sup><https://femen.org/>

## 1 Einleitung

Intervention: Z.B. bieten queerfeministische Festivals oder Ladyfeste als Kulturangebote eine Art Erlebniswelt des Umdenkens an. Als ein vor allem digital und sprachlich konstituiertes Phänomen lässt sich außerdem das #metoo anführen, das die Problematik sexueller Übergriffe, die im Verborgenen bleiben, medial zugänglich machen und ein Sprechen darüber erleichtern sollte. Überhaupt ist das Internet als Raum des *Cyberaktivismus* oder *Hacktivismus* reich an möglichen neuen Widerstandsformen (vgl. Rucht 2005; Van De Donk et al. 2004).

Insofern Protest eine regelhaft strukturierte, von Menschen ausgeführte Tätigkeit ist, kann man deren spezifische Formen auch als Praktiken fassen. Das In-Erscheinung-Treten von politischem Widerstand kann ohne sprachliche Mittel auskommen. So reicht für eine Sitzblockade die reine körperliche Präsenz aus, um den Zweck zu erfüllen, in einem symbolischen Akt der Verharrung einen Weg zu versperren bzw. etwas unzugänglich zu machen. Für Demonstrationen hingegen ist der Einsatz von beschrifteten und/oder bemalten Schildern typisch. In den einzelnen Widerstandspraktiken kann das Zeichenhafte und Sprachliche also eine je unterschiedliche Rolle spielen. Gegenstände von Protesten bzw. Zielstrukturen, die durch Proteste verändert werden sollen, sind als ungerecht oder falsch empfundene Werte, Regeln, (politische) Entscheidungen oder Haltungen. Dabei kann es sich um Reformen handeln, die noch nicht durchgesetzt wurden – wie das z.B. beim Artikel 13 der Fall ist – oder auch um kulturell verankerte Normen, die sich auch strukturell auswirken können – so etwa, wenn es um die Rollenbilder von Mann und Frau und die Gleichberechtigung der Geschlechter geht. Solche Normen zu verändern bedeutet, kulturell-habituell und diskursiv gefestigte Muster des Handelns und Denkens zu brechen. Will man verändernd in solche normativen Denkstrukturen eingreifen, stellt sich die Frage nach den Bedingungen der Möglichkeit eines Wandels von Denkgewohnheiten respektive eines Normwandels. Wenn Foucault festhält, dass Diskurse „als Praktiken zu behandeln [sind], die systematisch die Gegenstände bilden von denen sie sprechen“ (Foucault 2015: 74), zeigt er damit auf, dass es nicht etwa eine durch Sprache abgebildete objektive Welt des Wissens gibt, sondern dass stattdessen alles, was uns an Wahrheit diskursiv zugänglich gemacht wird, einerseits von den Diskursakteuren als Auszudrückendes ausgewählt wurde und dass dieses außerdem jeweils durch Sprache perspektiviert ist (vgl. Köller 2004). Ausgehend von der Annahme, dass, was wir für wahr halten, von einer sprachlichen Vermittlung abhängt, lässt sich vermuten, dass auch Veränderungen dessen, was für wahr oder richtig gehalten wird, sich auf der Ebene der Sprachlichkeit umzusetzen sind.

In meiner Arbeit soll es nun um eine spezifische sprachliche bzw. sprachprak-

tische Zugriffsform auf Normen als verändernde oder brechende Dynamik gehen: um Stören. Stören will ich dabei als pragma-semiotische Kategorie behandeln (vgl. Felder 2012: 127ff.), d.h. dass ich Stören als Sprachhandlung sehe, die über eine spezielle Semiotik die Handlung des Störens sprachlich modelliert. Dabei suche ich nach sprachlichen Mustern oder Merkmalen, die die Sprachhandlung des Störens typisch realisieren. Motiviert sind meine Auseinandersetzungen mit der Kategorie des Störens, verstanden als Störpraktik mit normverschiebendem Potential, durch Judith Butler (2016)<sup>5</sup>. Ich will den von ihr geprägten Störbegriff also für eine linguistische Perspektive fruchtbar zu machen versuchen. Sie fasst „Störpraktiken“ als einen subversiven Modus, mit dem es möglich wird auf die „Matrix der Intelligibilität“ (ebd. 39), d.h. auf Strukturen des Denkbaren zuzugreifen und die eingespielten kohärenten Muster aus ihrem Sinnzusammenhang zu lösen und stattdessen in diese Matrix neue Strukturen der Unordnung einzufügen. Das Subversive bietet dabei eine Alternative zum frontal agierenden Anti-Modus, der in vielen Protestkulturen wie etwa bei Demonstrationen, das tragende Prinzip ist. Darum lässt sich das Stören auch einordnen zwischen Kritik und Protest. Es richtet sich einerseits gegen bestehende Denkstrukturen, ist aber andererseits dem System nicht einfach gegenübergestellt, sondern macht sich die – diskursiven – Dynamiken, die als Konstituenten von Macht erkannt wurden, zunutze und geht dabei gewissermaßen MIT dem System, gegen das es ausgerichtet ist (Stichwort: „Entunterwerfung“; Foucault 1992: 15). Zu untersuchen, wie sich diese paradoxe Kritik-Protest-Struktur sprachlich niederschlägt bzw. wie sie sprachlich konturiert wird, ist das Forschungsinteresse dieser Arbeit.

Dazu setze ich mich exemplarisch mit der Praktik des Protest-Stickerns auseinander. Dabei geht es mir darum, das widerständig kritische Moment der Sticker-Praxis als eine Form von diskursivem Stören zu fassen, und zu prüfen, welche sprachlichen Mechanismen dabei wirken, die ein solches Stören möglich machen, unterstützen oder daselbst manifestieren. Ich will insbesondere eine multimodale Perspektive stark machen, um auch Praktiken-Aspekte zu erfassen, die das Verbalsprachliche anbinden an Bildhaftes und eine Sensibilität entwickeln auch für transsemiotische Effekte eines Störens. Relevant werden außerdem Beobachtungen sein, die nicht nur das multimodale, sondern auch das multimediale Feld sowie soziomaterielle Aspekte betreffen.

Meine These ist, dass sprachlich gestaltete Praktiken wie das Stickern störend auf den Diskurs einwirken können, indem sie metadiskursiv agieren und so

---

<sup>5</sup>Fortan werden Verweise auf diese Primärquelle mit der Sigle „UdG“ (für Das Unbehagen der Geschlechter) gekennzeichnet.

## 1 Einleitung

gegenüber machtvollen Diskursformationen demaskierend zu wirken versuchen.<sup>6</sup> Ich gehe weiter davon aus, dass es spezifische sprachliche Prozeduren gibt, die eine subversive Kritik tragen und sich störend, d.h. irritativ auswirken. Butler macht den Vorschlag, dass die Geschlechter-Parodie als eine kulturelle Praktik (vgl. UdG 201) eine solche Kritik einlösen könnte, insofern sie „offenbart [...], daß die ursprüngliche Identität, der die Geschlechtsidentität nachgebildet ist, selbst nur eine Imitation ohne Original ist. Oder genauer gesagt: sie ist eine Produktion, die effektiv – d.h. in ihrem Effekt – als Imitation auftritt.“ (ebd. 203) An diese Ansicht Butlers anknüpfend, will ich ein besonderes Augenmerk auf Strukturen sprachlicher Indirektheit legen und mich auseinandersetzen mit den verschiebenden Mechanismen der Ironie, Parodie und Resignifizierung.

Noch einmal in Kürze formuliert, ist das Anliegen meiner Arbeit, einen Transfer von Butlers Kategorie der *Störpraktiken* auf den sprachwissenschaftlichen Bereich zu leisten und am Beispiel von Protest-Stickern zu untersuchen, ob es machbar ist, ein sprachlich konturiertes Profil einer pragma-semiotischen Kategorie des Störens bzw. ein Praktiken-Profil des Störens zu skizzieren, verstanden als eine sprachlich spezifisch konturierte Kritik-Form, die diskursiv befestigte Normen zu dekonstruieren sucht. Falls sich dieses Vorhaben als realistisch erweist, wäre ein weiteres Forschungsdesiderat, mögliche Kriterien für sprachliche Prozeduren des Störens aus den Analysen zu gewinnen.

---

<sup>6</sup>Mit dieser These knüpfe ich an die von Berger/Luckmann (2012: 95) prominent gemachte Frage an, „ob er [der Mensch] sich noch bewußt bleibt, daß die gesellschaftliche Welt, wie auch immer objektiviert, von Menschen gemacht ist – und deshalb neu von ihnen gemacht werden kann.“

## 2 Theoretische Basis

### 2.1 Dispositive und das Diskursive: Wissen – Macht – Subjekt

Zu Anfang meiner Arbeit ist mir eine philosophische und theoretische Unterfütterung besonders wichtig, da ich einen Transfer aus dem philosophisch-feministischen Bereich – von Butler – auf den sprachwissenschaftlichen Bereich leisten will. Ansetzen möchte ich dafür bei Foucault, der sich mit seiner Diskurstheorie an der Schnittstelle zwischen Philosophie und Sprachwissenschaft bewegt, und auf den sich Butler auch prominent (wenn auch nicht unkritisch) bezieht (vgl. UdG). Neben der Überzeugung, dass es einen diskursiven Machtraum gibt, innerhalb dessen es eine kulturell und von Normen getragene „Matrix der Intelligibilität“ (UdG: 39) gibt, die unser Denken und Handeln bestimmt, teilt sie mit Foucault auch ihr Verständnis von Kritik (siehe Kapitel 2.5). Und auch was die Konzeption des Subjekts als Subjektiviertes betrifft, haben sie ähnliche Ansätze (vgl. Meißner 2010). In der vorliegenden Arbeit möchte ich eine Perspektive einnehmen, die Veränderungsstrukturen fokussiert. Das Potential des Veränderns liegt in Foucaults Theorie auf der Linie der Subjektivierung, die zu erläutern der erste Schritt sein wird im Aufriss der theoretischen Grundlegung, und mit deren Erläuterung auch die Trias von Subjekt-Macht-Wissen (vgl. Jäger 2006: 84 ff.; Spitzmüller/Warnke 2011: 73) im diskurstheoretischen Kontext verstehbar gemacht werden soll.

Was bedeutet also im Rahmen von Foucaults Verständnis „Subjektivierung“? Die Subjektivierungslinie ist eine von drei Funktionsachsen innerhalb einer Art ‚Dispositiv-Dialektik‘. Deleuze (1991) zeichnet in seinem Aufsatz „Was ist ein Dispositiv“ nach, welche Linien in einem solchen miteinander verwoben sind. Er nennt die Ebene des Wissens, die ausgeführt wird durch „die Kurven der Sichtbarkeit und die Kurven des Aussagens“ (Deleuze 1991: 153f.). Die Wirkweise dieser Ebene lässt sich gut greifen mit der Lichtmetapher, die Deleuze vorschlägt, und mit der er das Prinzip des Diskursiven abgrenzt gegenüber einer repräsentationalistischen oder positivistischen Perspektive:

„Die Sichtbarkeit verweist nicht auf ein Licht im allgemeinen, welches zuvor



schon existierende Objekte erhellen würde; sie ist aus Lichtlinien gemacht, die variable, von diesem oder jenem Dispositiv nicht zu trennende Figuren bilden. Jedes Dispositiv hat seine Lichtordnung – die Art und Weise, in der diese fällt, sich verschluckt oder sich verbreitet und so das Sichtbare und das Unsichtbare verteilt und das Objekt entstehen oder verschwinden läßt, welches ohne dieses Licht nicht existiert.“ (Deleuze 1991: 154)

Eine Erleuchtung und Sichtbarmachung von Gegenständen für einen Diskurs – und so auch für eine Wirklichkeit am Diskurs teilhabender Subjekte – wird durch Sprache gewährleistet. So postuliert Felder (2015: 89), dass die Dinge und Diskursinhalte „uns in der Gestalt kommunikativer und medienvermittelter Sprach- und Bildzeichen begegnen.“ Die Zeichen, getragen durch Formen der Kommunikation und Information, transportieren Objekte in den Diskurs und sind das Werkzeug zur Sichtbarmachung von Weltinhalten und Überzeugungen – von Wissen. Genau diesen Zusammenhang macht sich auch die Diskurslinguistik zunutze und enkodiert sprachliche Mechanismen, die Sichtbarkeiten herstellen und regulieren.

Bereits die Gründerväter des Sozialkonstruktivismus (vgl. Martinsen 2014) erkennen insbesondere der Sprache eine wirklichkeitskonstituierende Funktion zu:

„Das menschliche Ausdrucksvermögen besitzt die Kraft der Objektivation, das heißt, es manifestiert sich in Erzeugnissen menschlicher Tätigkeit, welche sowohl dem Erzeuger als auch anderen Menschen als Elemente ihrer gemeinsamen Welt „begrifflich“ werden. [...] Die Wirklichkeit der Alltagswelt ist nicht nur voll von Objektivationen, sie ist vielmehr nur wegen dieser Objektivationen wirklich.“ (Berger/Luckmann 2012: 36f.)

Im Begriff der „Objektivation“ wird deutlich, dass das Verhältnis von Sprache und Welt/Dingen kein abbildendes ist; die Sprache ist kein Guckloch, kein reines Trägermedium, das uns auf die Dinge der Welt nur blicken ließe. Objektivationen sind Aktionen, im Zuge derer die Objekte erst konstituiert und als wahr und wirklich geformt werden. „Der Vorgang, durch den die Produkte tätiger menschlicher Selbstentäußerung objektiven Charakter gewinnen, ist Objektivation, das heißt Vergegenständlichung.“ (Berger/Luckmann 2012: 64f.) Aber dieser Konstitutionsprozess bleibt keineswegs einseitig. Das durch die Objektivationen generierte Wissen wirkt auf das Bewusstsein des Menschen zurück und wird zu seiner Wirklichkeit, an die es sich anzupassen gilt (vgl. ebd.). Und ebenso begreift Foucault den Diskurs als Apparat von Objektivationen, der spezifische Wechsel- und Machtwirkungen in Stand setzt, die sich im diskursiven Geschehen – verstanden als Praktiken – verborgen halten. Für ihn ergibt sich aus dieser Tatsache eine besonders geartete Aufgabe für den kritischen Beobachter von Diskursen und Dispositiven: „Eine Aufgabe, die

darin besteht, nicht – nicht mehr – die Diskurse als Gesamtheiten von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweise), sondern als Praktiken zu behandeln, die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen. Zwar bestehen diese Diskurse aus Zeichen; aber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung der Sachen. Dieses mehr macht sie irreduzibel auf das Sprechen und die Sprache. Dieses mehr muß man ans Licht bringen und beschreiben.“ (Foucault 2015: 74)

Und dieses „mehr“ scheint also in direkter Verbindung zu stehen zu einer diffusen Macht, die den Diskurs durchzieht und sich das Subjekt gewissermaßen zu eigen macht. Der Diskurs lässt das Subjekt für sich arbeiten. Den Motor oder das bewegende Moment für diese Macht aber bildet das Praktische und der diskursive Praktiken vollziehende Mensch. So beschreibt auch Foucault die Existenzweise der Macht als Handlung: „Machtausübung bezeichnet [...] die Wirkungsweise gewisser Handlungen, die andere verändern. [...] es gibt Macht nur als von den ‚einen‘ auf die ‚anderen‘ ausgeübte. Macht existiert nur *in actu*.“ (Foucault 2005: 255) Und auch Jäger (2006: 89) betont: „Das tätige Individuum ist also voll dabei, wenn es um die Realisierung von Machtbeziehungen (Praxis) geht“, wobei er, bezogen auf die Position des Individuums im Diskurs eine Einschränkung dieser Macht des Individuums festhält: „Das Individuum macht den Diskurs nicht, eher ist das Umgekehrte der Fall.“ Diese Macht, die wie ein ordnendes Prinzip unter den Sichtbarkeiten des Diskurses wirkt, führt Deleuze als nächste Linie im Dispositiv an. Sie verursacht alle Schwankungen und alle Kollisionen, sie organisiert alle Verhältnisse, die im Diskurs entstehen. Diese machtförmigen „Kräftelinien [...] bewerkstelligen das Kommen-und-Gehen vom Sehen zum Sprechen und anders herum, wobei sie wie Pfeile agieren, die unablässig die Worte und die Dinge durchkreuzen und nicht aufhören, um diese den Kampf zu führen.“ (Deleuze 1991: 154)

Diese ersten beiden Komponenten einer dispositiven Ordnung (Wissen und Macht) bilden die theoretischen Grundbausteine für viele diskurslinguistische Arbeiten zu Mediendiskursen mit Konzept-Fokus. Das linguistische Erkenntnisinteresse bezieht sich dabei zunächst auf die Ebene der Verkopplung von Wissen als Sichtbarem (oder Sprachlichem) und Macht, insofern es Positionen im Diskurs gibt, die – auf einer sprachlichen Ebene quantifizier- und qualifizierbar – dominant sind im Diskurs und bestimmte Formationen darin bilden, die sich (z.B. korpuslinguistisch (vgl. (in Auswahl:) Teubert 1998; Bubenhofer 2008; Bubenhofer/Scharloth 2013; Busse 2013; Felder 2012) nachempfinden lassen. Diese Ansätze gehen davon aus, „dass Konzeptualisierungen in Zeichenverkettungen als kommunikativ eingeübte und erfahrene Wissensformen ausfindig gemacht werden können.“ (Felder 2010: 14) So können sich agonale

Formationen ausbilden, innerhalb derer „divergierende Konzeptualisierungen“ (Felder 2013: 22) miteinander und um Akzeptanz im Diskurs ringen (vgl. Felder 2015a; 2013). Als Mittel der Konzept-Durchsetzung sind sprachlich konturierte „Sachverhaltskonstituierungen“ (Felder 2012: 142) zu beobachten, die Positionen und Überzeugungen im Diskurs formen und fixieren. Ein etablierter Sachverhalt kann dann mit anderen Sachverhalten verknüpft (kontextualisiert; vgl. Auer 1986) und einer Bewertung unterzogen werden (vgl. Felder 2015a).

Eine weitere Spielart der Diskurslinguistik ist die nicht mehr (nur) deskriptive, sondern kritische Diskursanalyse (Jäger 2006, 2015; Januschek 2012). Sie löst den Anspruch ein, auf der Basis des Wissens um die Existenz von Dispositiven sowie um spezifische in ihnen wirksame Mechanismen, Analysen anzustellen, die mit einer gesellschaftskritischen Stoßrichtung eine Demaskierung betreiben. Jäger formuliert dazu folgendes Vorgehen:

„Die (herrschenden) Diskurse können kritisiert und problematisiert werden; dies geschieht, indem man sie analysiert, ihre Widersprüche und ihr Verschweigen bzw. die Grenzen der durch sie abgesteckten Sag- und Machbarkeitsfelder aufzeigt, die Mittel deutlich werden läßt, durch die die Akzeptanz nur zeitweilig gültiger Wahrheiten herbeigeführt werden soll – von angeblichen Wahrheiten also, die als rational, vernünftig oder gar als über allen Zweifel erhaben dargestellt werde.“ (Jäger 2006: 85)

Den Rahmen für diese Kritik bildet die wissenschaftliche, in den poststrukturalistischen Elitendiskurs eingeweihte Auseinandersetzung mit Diskursen als einem Feld für linguistisch erschlossene Gesellschaftskritik. Die Autoren betonen immer wieder – als eine Art Pflichtteil ihrer Arbeit, mit dem sie zeigen, dass sie sich selbst auch dem Prüfstein ihrer eigenen Disziplin unterzogen haben – dass auch ihre Arbeit Teil des Diskurses ist und selbst der diskursiven Macht unterworfen ist einerseits und andererseits in die Machtstrukturen ihres Diskurses mit einspielt. Inwiefern weder die deskriptive noch die kritische Diskursanalyse in den beschriebenen Ausprägungen als Forschungsparadigma für die vorliegende Arbeit tauglich sind, soll im Weiteren noch erklärt und anhand der dritten Dispositiv-Linie, der der Subjektivität, wie Deleuze sie skizziert, aufgezeigt werden.

Die brennende Frage um die Rolle des Subjekts im Dispositiv ist wohl, wie es einzuordnen ist zwischen Macht und Wissen. Oder: Was hat Wissen damit zu tun, ob ein Subjekt machtvoll ist?<sup>1</sup> Fest steht: „Das Selbst ist weder ein Wissen noch eine Macht. Es ist ein Individuierungsprozeß, der sich auf Gruppen

---

<sup>1</sup>Mit dieser Frage nach der Handlungsfähigkeit eines Subjekts in einer Gesellschaft, sofern man dieses nicht als autonom, sondern als durch diskursive Mächte bestimmt fassen will, beschäftigt sich Hanna Meißner in ihrer Monographie „Jenseits des autonomen Subjekts“ (2010).

oder Personen bezieht und sich den etablierten Kräfteverhältnissen sowie den konstituierten Wissensarten entzieht: eine Art Mehrwert.“ (Deleuze 1991: 155f.) Das Subjekt hat im Diskurs eine paradoxe Position: es unterwirft sich, um machtvoll zu sein. Und es bringt den Diskurs einerseits hervor, andererseits wird es vom Diskurs hervorgebracht (vgl. Näcke/Park 2000: 17). Auch Diskurs und Subjekt stehen, vermittelt über Machtbeziehungen, miteinander in Wechselwirkung. Das Subjekt bei Foucault ist nicht einfach, sondern es ist als ein subjektiviertes. Ähnlich der Operation der Objektivierung bedarf auch das Subjekt einer Legitimation durch den Diskurs und wird von diesem als Subjekt erst definiert. Es findet sich also im Diskurs und setzt sich selbst nicht etwa frei, aber aktualisiert handelnd die im Diskurs vorgezeichnete Realität der Subjektivitäten. Deleuze beschreibt die Subjektivierungslinie als „Prozeß, eine Produktion von Subjektivität in einem Dispositiv: sie muß, insoweit es das Dispositiv zuläßt oder ermöglicht, geschaffen werden.“ (Deleuze 1991: 155)

Insgesamt geht es Foucault mit seinem genealogischen Programm und der darin enthaltenen Aufklärungsarbeit über diskursive Mechanismen um die Befähigung des Subjekts, in herrschende Machtverhältnisse einzugreifen (vgl. Bublitz 2008; Näcke/Park 2000). Erst in seinem Spätwerk und seinen Bemühungen um eine „Ethik der Selbstsorge“ (Foucault 1997), mithilfe derer eine „zumindest partielle Befreiung von Prozessen der Disziplinierung und Normalisierung“ (Bublitz 2008: 296) angestoßen werden soll, wird diese Zielsetzung dominant. Er erschließt also Effekte von Machtmechanismen, damit „diejenigen, die in sie verwickelt sind, in ihrem Handeln, in ihrem Widerstand und in ihrer Rebellion diesen Machtbeziehungen entkommen können, kurz, ihnen nicht mehr unterworfen sein müssen.“ (Foucault 1996: 117) Und „die in sie verwickelt sind“, das heißt die Betroffenen, sind eben nicht (nur) in den wissenschaftlichen Fachdiskurs Involvierte, sondern können ebenso die ‚Leute von der Straße‘ sein.

## 2.2 Aus dem Bereich der Philosophie:

### Dekonstruktion als Verschiebung (Derrida)

*Dekonstruktion ist ein verwirrendes Spiel,  
das mitunter Schwindelgefühle provoziert.*

*Es supplementiert jedes Absolute und*

*Wahre – und damit sich selbst.*

— Feustel 2015: 63

Dekonstruktion ist zunächst ein sperriger Begriff, denn er verwehrt sich einer klaren Einordnung und lässt sich nicht eindimensional funktionalisieren. So

darf man die Dekonstruktion nicht als eine Kritikform, nicht als Methode, nicht als Analyseformat begreifen. Für einen Einstieg ist es aber wohl legitim, mit Babka/Posselt (2016: 28f.) in einer Vereinfachung zu sprechen:

„Vereinfacht gesagt lässt sich Dekonstruktion als eine Art Lektürestategie verstehen, die darauf abzielt, das begriffliche System der abendländischen Philosophie, das auf dem Denken in Dualismen oder binären Oppositionen basiert [...], zu hinterfragen und zu destabilisieren. [...] Ziel der Dekonstruktion ist es dabei nicht, die Begriffe zu verwerfen oder die Wertungen umzukehren [...], sondern vielmehr – durch den Aufweis ihrer inhärenten Instabilität und Unentscheidbarkeit – das gesamte begriffliche System zu verschieben, innerhalb dessen derartige Hierarchien, Ausschlüsse und Machtverhältnisse stabilisiert, festgeschrieben und naturalisiert werden.“

Als eine Strategie ist Dekonstruktion aber nicht schlicht anwendbar und entspricht insofern nicht der Typik einer Methode, als sie kein „planbares, regelgeleitetes wissenschaftliches Vorgehen“ anleitet, denn sie enthält „stets ein irreduzibles ereignishaftes und unvorgreifliches Moment“ (ebd.: 47). Sie bildet ein Programm des Infragestellens, ist also grundlegend kritischer Natur. Gegenstand der Kritik bilden als unzureichend klar gefasste Grenzen des Denkens – häufig Binär-Paare; wie gut-böse, Mann-Frau, rational-emotional, vernünftig-wahnsinnig – die als natürlich konzeptualisiert werden. Das gewählte Mittel zur Kritik besteht in der Denaturalisierung, in der Umkehrung also dieser Festschreibung. Besonderes Merkmal dieser Art von Kritik ist, dass sie keine Vorschriften machen will (denn genau dagegen richtet sich die Kritik), sondern über die Grenzen des Vorgeschriebenen hinausweist (vgl. dazu auch Kapitel 2.5). „Dekonstruktive Reflexion setzt am Gegebenen an und verschiebt an den Grenzen des Bestehenden die Bedeutungen, um damit die Möglichkeiten des Lebens zu erweitern, ohne jedoch vorher festlegen zu müssen (oder zu können), wie diese Möglichkeiten genau auszusehen haben.“ (Meißner 2010: 40) Solche poststrukturalistischen Ansätze setzen, wie Thomas (2011: 27) feststellt, vor allem „auf Unkontrollierbarkeit, Verschiebungen von Bedeutungen, kurz Praktiken der Umdeutung. Eine solche Praxis der Kritik führt zu Verunsicherung, da sie einerseits als permanente angelegt ist und andererseits weder neue Versicherungsquellen zur Verfügung stellt noch Sinnstifter benennt.“

Theoriegeschichtlich lässt sich die Dekonstruktion als Weiterführung poststrukturalistischen Denkens begreifen, die also auf denselben Annahmen fußt, von denen auch Foucaults Arbeiten geprägt sind. Dazu gehört wesentlich eine Ausrichtung gegen „traditionelle Semiotikmodelle“, die davon ausgehen, dass Zeichenverwendung nach dem Prinzip der „symbolischen Repräsentation“ (Zirfas 2001: 79) funktioniert und dass das Zeichen also konstant (d.h. unveränderbar) für einen klar eingegrenzten Referenten steht. Dieser Zeichenlogik setzt

Derrida das Prinzip der „*différance*“ entgegen: Den Neologismus prägt Derrida, um auszudrücken, dass (wie das bei dem Signifikant „*différance*“<sup>2</sup> selbst auch der Fall ist) die sprachlichen Zeichen oder Signifikanten sich jeweils einer klaren Signifikat-Zuordnung entziehen, eine stabile Bedeutung also nie gegeben ist und sich Spuren von Bedeutungseinflüssen in den Signifikanten ablagern, die schwerlich analytisch-rational vollständig erfassbar wären.

Die drei Konzepte der Performativität, der Iterabilität und des Kontexts, sowie den Zusammenhang, in dem sie mit der dekonstruktiven Perspektive stehen, möchte ich an dieser Stelle noch explizieren, da sie auch für die vorliegende Untersuchung von größerer Relevanz sein werden.

Performativität bezeichnet seit der Prägung des Begriffs durch Austin (1962/2014), den Umstand dass mit Sprache bzw. einer Äußerung nicht schlicht etwas bezeichnet wird, also eine Verbindung zwischen einem Signifiant und einem Signifié hergestellt und eine Tatsache oder ein Urteil ausgedrückt wird, sondern dass damit zugleich ein Handeln vollzogen wird und das Gesagte nicht schlicht als wahr oder falsch, sondern als geglückt oder verfehlt zu bewerten ist. Während die Klasse der performativen Sprechakte bei Austin (1962/2014) nur einen der verschiedenen Sprechakttypen darstellt, bildet die Performativität, wie Butler und Derrida sie verstehen, eine Eigenschaft der Sprache und des Sprechens, unabhängig vom intentional damit vollzogenen Akt.<sup>3</sup> Oder anders gesagt: Ein Sprechakt muss nicht die Form eines performativen Sprechakts nach Austin haben, um performativ zu sein, sondern kann als eine Art performative oder aufführende Quasi-Zitat-Praxis „symbolische Kategorien in historischen Macht-Diskurs-Regimen zitierend aktualisieren“ (Meißner 2010: 37).

Für Butler bezeichnet Performativität den Modus, durch den Sprache Wirklichkeit konstruiert (vgl. Meißner 2010: 36). Sie unterscheidet zwischen Ausdruck

---

<sup>2</sup>Nähere Erläuterungen des Neologismus' und eine terminologisch-ethymologische Auseinanderlegung des Begriffs *différance* mit seinen Bedeutungskomponenten des zeitlichen Aufschubs und der räumlichen Verschiebung finden sich beispielsweise in: Feusler 2015: 49; Babka/Posselt 2016: 48; Zirfas 2001: 82.

<sup>3</sup>Dass nicht nur performative Sprechakte eine performative Qualität haben, sondern gewissermaßen jedes Sprechen performativ ist, insofern mit jedem sprachlichen Ausdruck eine bestimmte Bedeutung reaktualisiert und „aufgeführt“ wird, hat bereits Austin festgestellt. Als charakteristisch für performative Sprechakte gilt, dass sie „durch den Akt des Äußerns Zustände in der sozialen Welt verändern, das heißt sie beschreiben keine Tatsachen, sondern sie schaffen soziale Tatsachen.“ (Wirth 2002: 12f.) Austin kommt allerdings zu dem Schluss, dass auch (formal) konstative Sprechakte eine performative Qualität haben. In Searles Vorlesungen schlägt sich diese Erkenntnis darin nieder, dass er von der Dichotomie konstativ-performativ abweicht und „die triadische Unterscheidung zwischen lokutionären, illokutionären und perlokutionären Akten“ bevorzugt (ebd: 13; vgl. Austin 1962/2014: 112). Nestler (2011: 39) stellt über ein Umkehrungsszenario dar, inwiefern universell gilt, dass Äußerungen als performativ zu fassen sind: „Klassifiziert man Feststellungen und Beschreibungen als nicht-performativ, würde dies bedeuten, dass man im Stande wäre, objektive Äußerungen über die Welt zu treffen“.

und Performanz, um anzuzeigen, dass die Geschlechtsidentität erst mit dem Ausagieren der geschlechtsspezifischen Attribute und der kulturellen Bezeichnung eines Körpers überhaupt Gestalt annimmt (Performanz) und nicht auf einem vorgängig Existierenden besteht, das sich in diesen vermeintlich nachträglich entsprungenen Handlungen und Bezeichnungen ausdrücken würde (vgl. UdG 207f.). Nur indem Sprechen Handeln ist und darin Zustände in der Welt hervorruft oder bestätigt, haben wir sprechend Zugriff auf das, was wir als wirklich wahrnehmen. Bei dem Stichwort „Performativität“ geht es also darum, dass wir jeweils etwas tun, wenn wir sprechen, dass automatisch etwas passiert, wenn wir bestimmte Worte gebrauchen und dass wir Realität schaffen durch die Wiederholung einer Sprachverwendung in bestimmten Kontexten (Iterabilität). Und so entsteht durch Sprache Normativität sowie immer wieder eine Reproduktion dieser sprachlich gesetzten Normen. Insofern sich die sprachlichen Handlungen jeweils an Konventionen und einer Norm des Sprachgebrauchs ausrichten, kann die Bedeutung eines Zeichens oder einer Zeichenverbindung nicht intentional einfach verändert werden. Andererseits ist das Performative genauso auf das Handeln als Motor der Konventionalisierung angewiesen, und dieser Umstand bedingt, dass über die Zeit eine Bedeutungsverschiebung möglich ist (vgl. Keller 2004: 197f.; Keller/Kirschbaum 2003). Denn gerade die soziale Ebene der Bedeutung, die soziale semantische Färbung eines Begriffs, wird nicht von der Signifiant-Signifié-Verbindung diktiert, sondern ist wesentlich davon abhängig, wie und in welchen Kontexten er gebraucht wird. Mit Meißner (2010: 39; vgl. auch: UdG: 200) kann man auch sagen, dass die Norm, die ein bestimmtes Sprechen und eine Bedeutung festigt, „keinen eigenständigen ontologischen Status“ beanspruchen kann, sondern nur existiert „in und durch konkrete (performative) Praktiken.“ Die Dekonstruktion oder Verwirrung bestimmter Sprach- und damit Denk-Gewohnheiten wird also plausibel mit der Annahme, dass Sprache performativ und d.h. durch Handlung geformt sowie verformbar ist. Die Hebel, an denen dabei angesetzt werden kann, stellen die Wiederholung oder Zitierung (das Ansetzen an Gegebenem) und der Eingriff in die kontextuelle Einbettung, das Verwenden eines Begriffs in einem neuen Zusammenhang (als Form der Entgrenzung<sup>1</sup>) dar. Wenn im Folgenden von „performativer Umdeutung“ (Thomas 2011: 30) bzw. von Resignifizierung die Rede ist, ist ebendiese Nutzbarmachung der Performativität von Sprache gemeint (dazu mehr im Kapitel 2.4.3).

## 2.3 Aus dem Bereich der Linguistik und der Kunst: Kommunikationsguerilla

Einen jüngeren und mehr auf linguistische Belange zugeschnittenen Bereich wissenschaftlicher Auseinandersetzung mit Formen dekonstruktiver, umdeutender Gesellschaftskritik stellt der Ansatz der „Kommunikationsguerilla“ dar. Dieser erfährt vor allem Beachtung und Reflexion im Bezug auf künstlerische Formen von Aktivismus und geht zurück auf eine kritische Haltung gegenüber den Massemedien in den 1960er Jahren. Umberto Eco (1985) bediente sich als erster in diesem Kontext der Metapher der Guerilla<sup>4</sup> und bot das Konzept einer „semiologischen Guerilla“ an. Mit diesem suchte er „Wege der kritischen Auseinandersetzung jenseits der massenmedialen Kommunikation“ (Schölzel 2013: 21) und sah dazu besonders „eine abweichende, dissidente Verwendung und Interpretation von Zeichen“ (Blisset/Brünzels 2001: 9) als geeignetes Mittel auf semiotischer Ebene, um eine subversive Wirkung auszulösen.

Die Nähe der Kommunikationsguerilla zur Dekonstruktion zeigt sich einerseits darin, dass auch sie sich einem klaren Anwendungsparadigma entzieht<sup>5</sup>, und andererseits in ihrer gesellschaftspolitisch motivierten Subversivität. Laut Blisset/Brünzels (2001: 7) besteht diese

„zunächst darin, die Legitimität der Macht in Frage zu stellen und damit den Raum für Utopien überhaupt wieder zu öffnen. Ihr Projekt ist die Kritik an der Unhinterfragbarkeit des Bestehenden; sie will geschlossene Diskurse in offene Situationen verwandeln, in denen durch ein Moment der Verwirrung das Selbstverständliche plötzlich in Frage steht.“

Als sprachlich-diskursiv profilierten Gegenstand sehen Blisset/Brünzels auch die Dimension, innerhalb derer die Kommunikationsguerilla ihre Intervention ausführt: Diese bezeichnen sie als „Kulturelle Grammatik“ (ebd.: 14f.). Darunter verstehen die Autoren eine genuin praktische Dimension der „Durchsetzung und Praktizierung von Regeln und Verkehrsformen, Symbolen und Kommunikationsweisen“ (ebd.: 24), durch die Hegemonie gesellschaftlich installiert wird.

Schölzel (2013: 38) will diese „Kulturelle Grammatik analog zu diskursiven

---

<sup>4</sup>Die Guerilla-Metapher ist abgeleitet aus dem militärischen Bereich, wo sie „eine besondere Form der Kriegsführung [bezeichnet], welche sich vorrangig durch ein Kräfteungleichgewicht – der Kampf einer revolutionären Bewegung gegen einen militär-technologisch überlegenen Gegner – sowie eine gezielte, schnelle und konfrontierende Aktion, durchgeführt mit einfach Mitteln, auszeichnet.“ (Greisinger 2013: 14).

<sup>5</sup>Blisset/Brünzels (2001: 6) konstatieren: „Kommunikationsguerilla liefert weder ein waserdichtetes Theoriekonzept noch genau festgelegte Regeln für die konkrete Ausgestaltung einer emanzipatorischen politischen Praxis.“



Strukturen verstehen“, wie Foucault sie konzeptualisiert<sup>6</sup>. In einem zweiten Schritt zieht auch er eine Parallele zu Derridas Theorie der Dekonstruktion, die sich, ähnlich wie Interventionen der Kommunikationsguerilla auch, einer zweigleisigen Methode bedient: Sie funktionieren beide nach dem Prinzip, dass „zwei gegenläufige Operationen, eine destruktive Bewegung, die unhinterfragte, scheinbar stabile Elemente eines Diskurses sichtbar macht und destabilisiert, und eine konstruktive Bewegung, die zugleich mit der Zerstörung fest gefügter Bedeutungsmuster etwas Neues entstehen lässt“ (ebd.: 40), vereinigt werden. Wie die Dekonstruktion ist auch die Kommunikationsguerilla darauf bedacht, „eine ständige Verschiebung instabiler Aussagen“ (ebd.: 40) vorzunehmen. Dabei geht es auch der Kommunikationsguerilla nicht um eine Etablierung einer Gegen-Ordnung, sondern darum, „die Strukturen der Kulturellen Grammatik wenigstens für Momente sichtbar zu machen und zu verschieben, indem deren Funktionsweise erkannt und deren Ordnung möglichst nachhaltig durcheinander gebracht werde“ (ebd.: 41).

Er macht sich stark dafür, dass eine diskursanalytisch-dekonstruktives Perspektive für die Untersuchung von Dynamiken der Kommunikationsguerilla insofern fruchtbar sein müsste, als diese sich ebenfalls auf die Annahme einer beweglichen und also potentiell verschiebbaren Wirklichkeit stützt. So teilt er mit einer Diskurstheorie die Ansicht, „dass die Vorstellung einer stabilen Form des Sozialen eine Fiktion ist“ (ebd.). Im Kontext seiner Beschäftigung mit der Kommunikationsguerilla interessieren ihn dabei „die gefährdeten Ränder der Diskurse“ sowie „ihre Grenzräume, ihre Brüche und ihre Übergänge“ (ebd.: 39). Er will über einen genealogischen Zugriff ausfindig machen, wie „die scheinbar unsystematischen und regellosen Praktiken“ der Kommunikationsguerilla, verstanden als „»Mutationen« der Kulturellen Grammatik“ (ebd.: 44), es vermögen, in diese einzugreifen und sie, nicht als Gegendiskurs, sondern als kämpferische Einzel-Praktiken, zu destabilisieren.

Blissett/Brünzels arbeiten konkrete Methoden und Techniken solcher Einzel-Praktiken der Kommunikationsguerilla heraus. Als übergeordnete Struktur stellen sie zwei in ihrer Funktionalität gegensätzliche Leitprinzipien einerseits der Verfremdung und andererseits der Überidentifikation gegenüber:

„Verfremdungen beruhen auf subtilen Veränderungen der Darstellung des Gewohnten, die neue Aspekte eines Sachverhalts sichtbar machen, Raum für ungewohnte Lesarten gewöhnlicher Geschehnisse schaffen oder über Verschiebungen Bedeutungen herstellen, die nicht vorgesehen oder erwartbar sind.

---

<sup>6</sup>Damit wendet er sich gegen eine rein strukturalistische Fundierung des Kommunikationsguerilla-Konzepts, das noch Blissett/Brünzels verfolgen, wenn sie sich auf Roland Barthes und sein System des Mythos als zweites Zeichensystem beziehen (vgl. Blissett/Brünzels 2001: 20f.).

Überidentifizierung dagegen bedeutet, solche Aspekte des Gewohnten offen auszusprechen, die zwar allgemein bekannt, zugleich aber auch tabuisiert sind. [...] Wo Verfremdung Distanz zum Bestehenden schafft, will Überidentifizierung in den herrschenden Diskurs eingebaute Selbstdistanzierungen auflösen.“ (Blissett/Brünzels 2001: 46)

Als konkrete Ausformungen dieser Prinzipien nennen die Autoren dann einige Techniken, denen sie das Potential zusprechen, auf die „hegemoniale Produktion medialer und politischer Bilder von Wirklichkeit“ (ebd.: 58) und also auf diskursive Machtstrukturen einwirken zu können. Diese Techniken<sup>7</sup> arbeiten mit der Verunklarung von Wahrheit und Falschheit, strategischer Täuschung und Montage-Effekten. Zwar greifen sie dabei auf Mittel der Kommunikation zurück und intervenieren diskurswirksam im Bereich des Medialen. Allerdings werden sie von Blissett/Brünzels nicht dezidiert sprachlich aufgeschlüsselt, sondern ihre Funktionsweise auf einer metasprachlichen oder handlungstheoretischen Ebene reflektiert. Sie geben zahlreiche Beispiele von künstlerisch-subversiven Aktionen und führen auf, welche Kritik-Effekte damit erreicht werden sollten. Die subversiven Potentiale und irritativen Möglichkeiten verorten sie nicht in der einzelnen Sprachhandlung, sondern abstrakter auf der Ebene der „Ordnung des Diskurses“ nach Foucault (vgl. ebd.: 67). Die Taktiken beschreiben mehrere Handlungsschritte von möglichen Aktionen. Die Störung, die daraus resultiert, fußt auf der Irritierbarkeit eines festen Systems, das als Ordnung „die in der gesellschaftlichen Kommunikation zulässigen Aussagen als auch die zulässigen Sprecher“ festlegt. An dieser Idee eines abstrakten Störens orientiere ich mich als übergeordneter Rahmen, um davon ausgehend zu beleuchten, welchen Anteil daran pragma-semiotische Strukturen nehmen. Diese kleinteiligere Untersuchung soll sich im Unterschied zu Blissett/Brünzels stärker mit systemsprachlichen Aspekten und einer Art Mikrostruktur des Störens befassen.

### 2.4 Strategien der Dekonstruktion: Parodie, Ironie, Resignifizierung

Anna Schober bespricht künstlerische Praktiken der (politischen) Intervention oder Verschiebung durch avantgardistische Kollektive oder Künstler im 20. Jahrhundert. Dekonstruktive Strategien, die sich einer ästhetischen Funktionalität bedienen, fasst sie als „Kunstgriffe“<sup>8</sup>. Als solche nennt sie u.a. die Techni-

<sup>7</sup>Blissett/Brünzels (2001: 58 ff.) führen konkret folgende Techniken auf: „Erfindung falscher Tatsachen“; „Camouflage“; „Fake und Fälschung“; „Subversive Affirmation“; „Collage, Montage“; „Entwendung und Umdeutung“.

<sup>8</sup>Sie verweist außerdem auf den von Walter Benjamin (Der Surrealismus. In: (1929) Gesammelte Schriften II. 1) geprägten Begriff des „Tricks“, oder das auf Bertolt Brecht (Über

ken „der Montage, der Verfremdung oder der Ironie“, mithilfe derer „gängige Mythen, sowie »falsche« Vorstellungen und Ideologien verunsichert und eine »wahrere«, »authentischere«, »gerechtere« oder »emanzipiertere« Schau der Dinge herbeigeführt werden könne“ und attestiert ihnen „eine entlegitimierende Wirkung“, die bis in den politischen Bereich vorzudringen vermag (Schober 2009: 23f.). Als funktionales Prinzip, das diese Strategien eint, beobachtet sie,

„dass mit ihnen je zwei Bilder, Objekte oder Begriffe miteinander konfrontiert zu einem Aufeinanderprallen gebracht werden, um durch eine solche »Kollision« Irritation und Verstörung erwecken und darüber wiederum die Aufmerksamkeit der Rezipienten und Rezipientinnen über längere Zeitspannen hinweg halten zu können.“ (ebd.: 35)

Dekonstruktive Strategien verfolgen dabei das Ziel, einen Gegenstand in die Kritik zu nehmen und ihm, esoterisch gesprochen, Energie zu entziehen oder an ihm Energie umzuleiten. Beispielhaft für eine Ebene weniger der ästhetischen als vielmehr der semiotischen Inszenierung als kritisch-diskursives Verfahren sollen hier die drei sprachlichen Mechanismen der Parodie, Ironie und Resignifizierung vorgestellt werden. Was sie alle auszeichnet ist, dass sie sich eines uneigentlichen Sprechens bedienen. Auch hier spielen die Prinzipien der Wiederholung und der Performanz eine tragende Rolle. Sie sollen hier einer näheren Betrachtung unterzogen werden, da sie im Verdacht stehen, teilzuhaben an einer semiotisch verstandenen störpraktischen Umsetzung von Kritik.

### 2.4.1 Parodie

Butler spricht der Form der Parodie als einer Form der Kritik durch wiederholende Verkehrung großes Potential zu. Namentlich die Travestie hält sie für ein geeignetes Mittel, um Verwirrung zu erzeugen in der Ordnung einer allzu klar binär verstandenen Geschlechtlichkeit (vgl. UdG 201). Sie betont allerdings:

„Die Parodie an sich ist nicht subversiv. Also muß es eine Möglichkeit geben zu verstehen, wodurch bestimmte Formen parodistischer Wiederholung wirklich störend bzw. wahrhaftig verstörend wirken und welche Wiederholungen dagegen gezähmt sind und erneut als Instrumente der kulturellen Hegemonie in Umlauf gebracht werden.“<sup>9</sup> (UdG 204)

---

experimentelles Theater (1939/40). In: Hecht, Werner (Hrsg.) (1970): Bertolt Brecht. Über experimentelles Theater. Frankfurt am Main: Suhrkamp) zurückgehende Konzept der „Verfremdung“ als benachbarte Versuche, eine kritisch-irritative Ästhetik zu denken.

<sup>9</sup>Ebendieser Anspruch des Effekts einer ‚wahrhaftigen Verstörung‘ ist es auch, der den Maßstab setzt für eine kritische Reflexion widerständiger Konzepte wie bspw. das von Femen (<https://femen.org/>). Deren Enthüllung als eigentlich ‚gezähmte Wiederholung‘ ist es, worauf viele Arbeiten, die sich mit Femen beschäftigen, kritische abheben (etwa: O’Keefe 2014; Zychowsicz 2011).

Um auf diese Frage nach den wirklich störenden Formen von Parodie zurückkommen zu können, wollen wir zunächst beleuchten, was die Parodie im Allgemeinen auszeichnet und welcher Funktionalität sie folgt.

Die Parodie<sup>10</sup> gilt als Textsorte literarischer oder als Form künstlerischer Werke im Allgemeinen. Das Charakteristikum der Parodie ist die Imitation eines Originals, das formal und stilistisch adaptiert, aber auf inhaltlicher Ebene umgeformt wird. Die neuere Parodie-Forschung ordnet ihren Gegenstand im Bereich der Intertextualität ein (vgl. Nünning 2013: 585). Bei der Parodie wird also ein neuer Text gebildet, der auf Elementen, Stilistik oder Inhalten eines anderen Textes oder Kunstwerks so aufbaut, dass dieser im neuen Werk wiedererkennbar ist und bei der Rezeption mit aufgerufen wird. Diese Referenz zwischen dem parodierenden (Hypertext) und dem parodierten Text (Hypotext (vgl. Genette 1982: 14)) kann, mit Linda Hutcheon gesprochen, als eine „repetition with a difference“ (Hutcheon 1991: 32) beschrieben werden. In ihrer Theorie führt Hutcheon weiter aus, dass sie Parodie begreift als eine Strategie der „trans-contextualization“ (ebd.), in der über Ironie eine Distanz aufgebaut wird zum Hypotext. Über die Einbettung eines Vorigen in einen neuen Kontext wird eine Umformung des alten Sinns erreicht. Hutcheon beschreibt Parodie explizit als eine Praktik der Denaturalisierung, die nach dem Prinzip des „using and ironically abusing general conventions and specific forms of representation“ (Hutcheon 1989: 8) funktioniert. Das Aufrufen eines zuvor konventionell Akzeptierten, zu dem zugleich eine Distanz aufgebaut wird, bildet die Grundlage für eine parodistische Kritik und die Form der Denaturalisierung. Dabei können sowohl Wertabstufungen intendiert sein, wenn z.B. Absurditäten etabliert werden, als auch Aufwertungen: „parody could serve the function of reordering the elements in the system previously low-status elements to take on high-status positions.“ (Dentith 2000: 33)

Wichtig für die ‚korrekte‘ Rezeption eines parodistischen Textes oder Werkes ist neben dem vorausgesetzten Wissen um das parodierte Original, dass nicht nur irgendeine intertextuelle Verbindung wahrgenommen wird, sondern ebenso

---

<sup>10</sup>Eine exakte Differenzierung der Parodie von der Travestie, der Persiflage und der Pastiche liefert Gérard Genette (1982): Zur möglichst trennscharfen Einordnung von literarischen Werken, die in ihrer Art der Adaption fein graduierte Unterschiede aufweisen, erarbeitet er eine tabellarische Übersicht zur Abgrenzung der einzelnen Formen und ihrer jeweiligen Funktionen voneinander. Für die Zwecke dieser Arbeit soll es genügen, aus seinen Erkenntnissen diese zu übernehmen, dass die Parodie eine Form der Hypertextualität ist, mit der eine semantische Transformation satirisch umgesetzt wird (vgl. ebd.: 42f.). Als interessantes Detail bleibt zu erwähnen, dass Genette den Hypertext, seinen Versuchen einer klaren funktionalen und begrifflichen Einordnung zum Trotz, schließlich doch als „ein undefinierbares und im einzelnen unvorhersehbares Gemisch aus Ernst und Spiel (Scharfsinn und Spieltrieb), aus intellektueller Vollendung und Zerstreuung“ (ebd.: 543) fasst und so in einer dem Dekonstruktiven verwandt scheinenden Unzählbarkeit stilisiert.

die Intention des Parodierens und dass die damit entstehende interpretatorische Aufgabe vom Rezipienten bearbeitet wird. Eine parodistische Aneignung impliziert also „an intention to parody another work (or set of conventions) and both a recognition of that intent and an ability to find and interpret the backgrounded text in its relation to the parody.“<sup>11</sup> Insofern enthält eine Parodie ein interaktives Moment; sie liefert nicht einfach eine Information, sondern jeweils auch eine Aufforderung zur Interpretation. Dabei kann Parodie viele Gestalten annehmen und in sehr unterschiedlichen Spielarten auftreten. Und auch die Stoßrichtung ihrer Kritik ist nicht von vornherein absehbar. Dentith erachtet darum ebenfalls den Kontext der parodistischen Intervention als wichtige Ressource für ihre jeweilige Deutung:

„In my account, parody is to be thought of as a mode, or as a range in the spectrum of possible intertextual relations. The specific means by which the polemical purposes of parody are achieved need to be described locally. It follows from this that the functions which parody serves can vary widely, so that it is impossible to specify any single social or cultural direction for the mode. In fact, the social and cultural meanings of parody, like all utterances, can only be understood in the density of the interpersonal and intertextual relations in which it intervenes.“ (Dentith 2000: 37)

Was Parodie kennzeichnet, ist das Folgende: die Wiederholung signifikanter Merkmale eines vorher da gewesenen Sprachlichen bei einer gleichzeitigen Umformung, die eine Kritik oder eine 'Verkomischung' kenntlich macht. Die Identifikation des Kritikobjekts und die geübte Kritik fallen dabei auf der Handlungs- bzw. Produktionsebene in eins und müssen ebenso vom Rezipienten aktiv vorgenommen und dadurch nachvollzogen werden. Die Kritik erfolgt indirekt und fordert von den Leser\*innen das Wissen um das Original. Spannend und besonders gewitzt an der Parodie erscheint mir, dass ohne eine klare Referenz und damit ohne klare Anschuldigung ein bestimmter Aspekt an einer Sache in kritisches Licht gestellt wird. Rein über die Kontextualisierung schafft sie auf lustvolle, weil komische Art den Anreiz zu einer kritischen Reflexion des Vorigen, bisher unhinterfragt Bestehenden.

### 2.4.2 Ironie und uneigentliches Sprechen

Ironie wird im Rahmen eines rhetorischen Verständnisses als „Ausdruck einer Sache durch ein deren Gegenteil bezeichnendes Wort“ (Lausberg 1990, zitiert nach Glück/Rödel 2016: 309) aufgefasst. Das wörtlich Gesagte entspricht nicht dem eigentlich Gemeinten und fordert vom Rezipienten, im Sinne seines Gegenteils reinterpretiert zu werden. Im Paradigma dieser Deutung wird Ironie

<sup>11</sup><https://philarchive.org/archive/WEIP-16>

später in Arbeiten mit linguistischer Ausrichtung behandelt. Dort wird sie vor allem im Kontext der Sprechakttheorie verortet und die Sinnhaftigkeit ihrer Klassifikation als indirekte Sprechhandlung reflektiert. Einige Autoren widmen sich dem Thema außerdem über eine psycholinguistische bzw. sprach- und entwicklungspsychologische Perspektive (Groeben/Scheele 1984; Lapp 1992; Schwarz-Friesel 2009). Neben literarischen Formen der Ironie werden hier vor allem alltagsprachliche Verwendungsweisen<sup>12</sup> von Ironie beleuchtet.

Einen ersten Ansatz zur Einordnung von Ironie mit pragmatischer Orientierung liefert Grice, der die Ironie als konversationelle Implikatur begreift (1975). Mit der Lüge teilt die Ironie, dass sie beide der Griceschen Aufrichtigkeitsmaxime zuwider laufen, insofern etwas geäußert wird, was die/der Sprecher\*in nicht glaubt. Sie unterliegen aber konträren Gelingensbedingungen; denn das ironische Sprechen ist nur dann erfolgreich, wenn die Täuschung erkannt wird. Weinrich (1966: 60) stellt diesen Unterschied folgendermaßen dar: „Man verstellt sich, gewiß, aber man zeigt auch, daß man sich verstellt.“ Es überschneidet sich also die Unaufrichtigkeit im konkreten Gesagten mit der Aufrichtigkeit, die darin besteht, dass die/der Sprecher\*in „dem Hörer zeigt, daß er die Konvention der Aufrichtigkeit durchbricht“ (Groeben/Scheele 1984: 4). Es handelt sich also um eine „simulierte Lüge“ (Lapp 1992: 146). Insofern dies mit Ironie regelhaft geleistet wird und das simulierte Lügen eine erwartbare, mögliche Sprechhandlung darstellt, kann man mit Rosengren (1986: 42) auch sagen, dass der Bruch mit der Maxime der Qualität eine Normverletzung darstellt, die „paradoxaerweise wiederum gerade die Norm ist, die die Ironie möglich macht. Eine pragmatische Normverletzung als Norm also.“

Darüber, dass Ironie erkannt werden soll und nicht genuin auf eine Täuschung abzielt, herrscht Konsens. Wie aber die Anzeige dieser eigentlichen Aufrichtigkeit vollzogen wird, stellt ein größeres Problem für die Ironieforschung dar. So problematisiert Lapp (1992: 30; 57f.) den Ansatz, Ironiesignale<sup>13</sup> als notwendige Elemente für Ironie zu begreifen, da diese so divers sind, „daß praktisch alles Ironie signalisieren kann“. Aus dieser Tatsache leiten Groeben/Scheele in Einklang mit Rosengren (1986: 41) ab, „daß die ausschlaggebenden Charakteristika der Produktion und Rezeption von Ironie nicht durch syntaktische oder semantische Analyse allein herausarbeitbar sind; ersichtlich spielt der Kontext [...] eine entscheidende Rolle.“ (Groeben/Scheele 1984: 3) Im Speziellen bedeutet dies für sie, dass die „Inkongruenz von Text und Referenz bzw. Situation“ (ebd.: 59) und das damit einhergehende Aufbrechen einer Kohärenz eine ausreichende Markierung der Ironie darstellt. Sollte ein solcher Bruch nicht ausreichend

---

<sup>12</sup>Dezidiert konversationsanalytisch arbeitet Hartung (1998) mit der Ironie-Kategorie.

<sup>13</sup>Als „konstitutiv für die Ironie“ begreift z.B. Weinrich (1966: 60) die Ironiesignale.

sein, beobachten sie die „Einführung von (sprachlichen oder nicht-sprachlichen) Mitteln, die ein wörtliches Verstehen der Äußerung stören.“ (Ebd.) Diese Mittel klassifizieren sie als „Störfaktoren“.

Weiter lässt sich fragen, um welche Art von Sprechhandlung es sich bei ironischen Äußerungen handelt bzw. ob die Projektion des Gegenteils durch Ironie als eine Handlung der Indirektheit und der ironische Sprechakt als indirekter klassifiziert werden kann. Diese Frage diskutieren Ehrlich und Saile (1972) (ebenso Rosengren 1986: 49ff.) ausführlich und stellen heraus, dass es sich nicht um ein indirektes Sprechen handelt, da man „die indirekte Sprechhandlung selbst auch ironisch vollziehen kann“, woraus zu folgern ist, „daß eine ironische Äußerung und ein indirekter Sprechakt kategoriell zu unterscheiden sind“ (Lapp 1992: 44). Für ironische Sprechakte wurde von Ehrlich und Saile (nach Lapp 1992: 45) die Kategorie der *implikativen Propositionen*<sup>14</sup> erdacht. Damit heben sie hervor, dass die Implikation und also das Nicht-Direkte, das das ironische Sprechen auszeichnet, „mit einem Kontrast oder einer Dissoziation auf propositionaler Ebene“ spielt (Lapp 1992: 45). Groeben (1986: 178) macht deutlich, dass „bei ironischen Sprechakten immer eine Dissoziation auf propositionaler Ebene vorliegt“, während es möglich ist, dass die Illokution der ironischen Äußerung im Bereich des Gesagten wie im Bereich des Gemeinten dieselbe bleibt. So verschiebt sich zwar die Illokution eines ironischen Lobes (etwa: „Das hast du ja super hingekriegt“), das als Tadel verstanden werden soll, während aber bei einer „Aufforderung zum Handlungswechsel durch Aufforderung zur Handlungsfortführung“ (vgl.: ebd.) (etwa: „Mach nur weiter so!“, wenn ich jemanden eigentlich auffordern will, sein Handeln zu unterlassen) die Illokution der Aufforderung dieselbe bleibt, die ironische Verschiebung also nur auf propositionaler Ebene stattfindet (vgl. dazu auch: Groeben/Scheele 1984: 80). Um der möglichen Dissoziativität auf der Ebene der Illokution (Direktheit/Indirektheit) wie auch der auf propositionaler Ebene (Eigentlichkeit/Uneigentlichkeit) gerecht zu werden, wählen sie den Terminus des *uneigentlichen-kontrastiven Sprechens*<sup>15</sup>.

Um nun auf mögliche Effekte von Ironie abzuheben, lässt sich zunächst konstatieren, dass ein/e Sprecher\*in mit einer ironischen Äußerung  $p$ , die  $\neg p$  zum Ausdruck bringt, mehr tut als nur die gegenteilige Proposition auszudrücken. Das Ironische bedingt ein Mehr-Bedeuten qua Kontrastivierung. Die

<sup>14</sup>Lapp (1992: 45) erläutert, was unter einer *implikativen Proposition* zu verstehen ist: „Aus einer Proposition  $p$ , welche direkt durch die wörtliche Form der Äußerung ausgedrückt wird, ist eine Proposition  $q$  als intendierte implikative Proposition zu folgern, wenn – und dies gilt für die Ironie – sämtliche bzw. gewisse Prädikate in der Prädizierung von  $p$  komplementär oder antonym gebraucht werden.“

<sup>15</sup>Dieses Konzept grenzen Groeben/Scheele (1984: 56) von dem der Metapher ab, das sie als „*uneigentlich-ähnliches Sprechen*“ bestimmen.

Inferenz-Handlung von  $p$  auf  $\neg p$  sowie die Wahrnehmung einer durch das Ironische verdeutlichten Disparität der Einstellungen  $p$  und  $\neg p$  sind eine Art Sonderleistung, die die Hörer\*innen erbringen müssen, und stellen zugleich die pragmatische Tiefe der ironischen Sprachhandlung dar. Schwarz-Friesel (2009: 226) fasst das, was dabei passiert, als einen kognitiven Umweg, über den die/der Sprecher\*in ihre/seine emotionsbasierte Haltung anzeigt bzw. eine „meta-kognitvie Information“ (ebd.: 227) vermittelt. Die Aufgabe für die Hörer\*innen ist neben der Erschließung vom eigentlich gemeinten  $\neg p$  eine weitere Implikatur: sie müssen „den kommunikativen Sinn von gemeintem nicht- $p$ , aber gesagtem  $p$  erschließen.“ (ebd.).

Solch ein kommunikativer Sinn ist in einigen Fällen negative Kritik. Mit der Ironie wird ein Werturteil über indirekte Kritik abgegeben (Lapp 1992: 146). Die Indirektheit besteht dabei darin, dass „auf ein negativ bewertetes Wissen oder auf eine negative Bewertung selbst verwiesen wird.“ (Hartung 1998: 162) Indem Kritik nicht direkt geübt wird, wird die soziale Beziehung der Interaktanten geschont. Die Indirektheit hilft in dieser Situation also dabei, „das Konfliktpotential zu reduzieren“ (ebd.: 164).

Mit Ironie kann auch eine „Kommentierungsfunktion“ verfolgt werden. Der Kommentar als metasprachliche Praktik wiederholt dann etwas in ironisierender Weise. Dabei „drückt der ironische Sprecher eher eine Einstellung zur Äußerung selber als zum Gegenstand oder Inhalt der Äußerung aus.“ Lapp nennt diese Funktion den „impliziten Kommentar“, mit dem „in dem meisten Fällen eine Wertung“ einhergeht (Lapp 1992: 81).

Auch Köller schließt sich der Einschätzung an, dass Ironie „ein wirksames Aggressions-, Kritik- und Negationsmittel ist“, kommt daneben aber (mit Bezug auf Weinrich 1966) auch zu einer Darstellung ‚dezentere‘ Effekte von Ironie, wenn er ihr das Potential zurechnet, „Wahrnehmungsmöglichkeiten der Ironieadressaten zu erweitern und zu sensibilisieren“ (Köller 2016: 242). Bei einer ironischen Kritik geht es, so Köller, nicht darum, „einen ganz bestimmten Denkinhalt vollständig zu verwerfen, sondern eher darum, dessen Geltungsanspruch einzuschränken.“ (Ebd.) So attestiert Köller der Ironie, dass sie mit Grenzen, z.B. zwischen Realität und Spiel bzw. zwischen Ernst und Unernst, spielt und diese transzendiert (vgl.: ebd. 246).



### 2.4.3 Resignifizierung

*„Die Resignifizierung des Sprechens erfordert, daß wir neue Kontexte eröffnen, auf Weisen sprechen, die noch niemals legitimiert wurden, und damit neue und zukünftige Formen der Legitimation hervorbringen.“*

— Butler 2016: 71

In ihrem Buch *Haß spricht* (2016<sup>5</sup>)<sup>16</sup> beschäftigt sich Judith Butler mit verletzendem Sprechen und mit der Macht diskriminierender Bezeichnungen. Leitend für ihre Überlegungen sind neben der Sprechakttheorie von Austin die Subjektphilosophie Althusserls und das von ihm konzipierte Prinzip der Anrufung (vgl. HS 15/44ff.): So versteht sie die Subjektivierung gewissermaßen als Signifizierung: Insofern das Subjekt erst ist, wenn es gesehen oder angesprochen wird, konstituiert die Benennung durch die/den Andere\*n, die Signifizierung, das Subjekt als solches. Dies passiert mit jeder Namensgebung; jenes neu geborene Menschlein *ist* erst Jürgen, wenn jemand *sagt*, es soll Jürgen heißen und wenn alle anderen es daraufhin Jürgen *nennen*. Erst wenn ein Subjekt vom Anderen/von der Anderen angesprochen werden kann und im Zuge dieser Anrede in ein bestimmtes gesellschaftlich vorgeprägten Identitätsmuster eingepasst wird, existiert der Angesprochene in anerkannter Weise. Anerkennung wird also über sprachliche Bezeichnungen generiert (vgl. HS 16/46ff.). Und über dasselbe Prinzip der anrufenden Konstitution von Identität ist auch umgekehrt ein verletzendes Sprechen oder Benennen möglich, das „Verworfenheit“ des Subjekts zur Folge hat (HS 15). Verletzendes Sprechen findet immer in einer Situation der Fremdbezeichnung statt; es wird also von einer/einem Sprecher\*in eine Zuschreibung vorgenommen, die eine\*n Andere\*n pejorativ bezeichnet. Das machtvolle Moment liegt dabei im Zusammenspiel von Handlung und Konvention: So braucht es einerseits einen wirkungsvollen Namen, in dem eine pejorative Bedeutung konventionalisiert ist, und andererseits die Handlung der Benennung, mit der die Konvention einer pejorativen Qualität aktualisiert wird (vgl. HS: 62).

Die Resignifizierung nun ist die Umkehrung dieses Vorgangs, die sich das Prinzip der Anrufung aneignet und umkehrt; ein entverletzendes Sprechen quasi. Sie stellt eine Strategie dar, um mit Bezeichnungsnormen zu brechen. Govrin (2013: 93) fasst Resignifizierung als sprachpolitisches Konzept, das einem machttheoretisch fundierten Sprachverständnis folgt und „Sprechen als

---

<sup>16</sup>Fortan werden Verweise auf diese Primärquelle mit der Sigle „HS“ (für *Haß spricht*) gekennzeichnet.

soziale Praxis begreift“ sowie die Möglichkeit eröffnet, „verletzende Anreden anzunehmen und zu verkehren, um sie als ermächtigende Selbstbezeichnungen und politische Kampfbegriffe zu verwenden“. Auch für die Resignifizierung bilden die Prinzipien der Performativität, der Wiederholung sowie des Kontexts die Voraussetzung für ihre kritische Wirkmacht. So wird sie von Govrin gefasst als

„iterativer Bruch [...], durch den eine konventionelle Äußerung in einem nichtkonventionellen Kontext eine andere Bedeutung annimmt. Dies kann als sprachlich-subversive Strategie benutzt werden, um eine Bezeichnung neu zu besetzen, die kulturell und historisch generiert pejorativ und klassifizierend funktioniert.“ (Govrin 2013: 94)

Butler sieht die Resignifizierung als eine Art Gegenspieler oder Alternativkonzept zu dem des Tabuisierens, das ebenfalls zur Lösung des Problems von diskriminierenden Benennungen eingesetzt wird. Das Tabuisieren ist das Verbot einer zuvor geltenden Norm. Es wird also ein regulatives Verfahren auf juridischem Wege eingeleitet, durch das ein Verbot verhängt wird. Das Tabu diktiert ein Nicht-Sagen und folgt also dem Prinzip des Schweigens. Die Resignifizierung hingegen bedient sich des Gegen-Sprechens, ist ein ‚lautes‘ Prinzip, das auf derselben Ebene versucht auf Diskriminierungen zu reagieren, wie diese ausgeübt werden. Butler spricht sich gegen eine „staatlich gestützte Zensur“ aus und plädiert dafür, sich vermittels resignifizierender Praktiken einem „gesellschaftlichen und kulturellen Sprachkampf, in dem sich die Handlungsmacht von der Verletzung herleitet und ihr gerade dadurch entgegentritt“, zu widmen (HS 70).

Was mich vor dem Hintergrund der Analyse einer möglichen pragma-semiotischen Kategorie des Störens interessiert, sind die Mechanismen einer indirekten Kritik, die in den zuvor besprochenen sprachlichen Figuren zum Tragen kommen. Bei allen Formen gilt: Es ist nicht nur das gemeint, was lexikalisch ausgedrückt wurde, sondern ein über das Wörtliche hinausgehendes Wissen wird aktiviert und der Kontext der Äußerung muss mit reflektiert werden, um zu einem adäquaten Verständnis gelangen zu können. Zur Identifikation von Parodie, Ironie und Resignifizierung ist es also erforderlich, auf Kontext- oder Weltwissen zurückzugreifen. Das gibt dem Sprachlichen einerseits einen gewissen Reiz und macht es komplex, andererseits wird es dadurch schnell sperrig oder ist nur einem speziellen Publikum zugänglich, je nachdem, wie spezifisch oder individuell die Wissensanforderung ist. Insofern zwei Bedeutungsebenen (Hypotext und Hypertext) aktiviert werden, kann ein Verschiebungsmechanismus initiiert werden. Gerade in der Form der Ironie, wo etwas behauptet und zugleich nicht behauptet wird, ist etwas aufgehoben im doppelten Hegelschen Sinne; das

wörtlich Ausgedrückte wird im ironischen Modus als Unwahres demaskiert und im Zuge dessen umgekehrt, während es gleichsam in der ‚reinen‘ Behauptung und vor der Leistung des Inferierens auf das eigentlich Gemeinte konserviert bleibt (vgl. Hegel 1830/2011: 102f./169).

## 2.5 Der Begriff der Kritik bei Foucault und Butler

Für Foucault und in Anschluss an ihn auch für Butler bedeutet Kritik mehr als eine wertende Beurteilung, die auf eine Befürwortung oder Ablehnung hinführt. Kritik soll über die Form des Urteils hinaus reichen, das als einfaches Postulat von Wahrheit und eines konstatierenden So-Seins dem Umstand nicht gerecht wird, dass gerade solche klar gefassten Wahrheiten immer diskursiv geformt bleiben und kulturell festgeschrieben sind. Dieser Praxis der Konstitution von Wahrheiten muss auch eine entsprechende Praxis der Kritik entgegengesetzt werden. Mit Williams (1976) spricht Butler<sup>17</sup> die Forderung nach einer solchen „Praxis der Kritik“ aus, die „nicht auf Urteile (und ihre Äußerung) zu reduzieren“ ist. Diese kann eben nicht darin bestehen, wiederum eine urteilsförmige Festschreibung vorzunehmen, sondern es soll gerade dieses Feste ins Wanken gebracht werden. Als Gegenstände der Kritik nennt Butler (WiK) „gesellschaftliche Bedingungen, Praktiken, Wissensformen, Macht und Diskurs“, die sich dadurch auszeichnen, dass sie konstituiert sind durch Normen, Denkgewohnheiten, Ideologien, und innerhalb derer wir uns wie selbstverständlich und somit unkritisch bewegen.

Als formales Mittel zur Kritik-Aktivität bietet sich dann statt der Urteilsform vielmehr das Frage-Format an, das den Hintergrund- und Zwischen-Bereich beleuchtet, wo unsichtbar Normen am Werke sind. „Das Fragenstellen, etwas in Frage zu stellen, um damit auf das Nicht-Gesagte, auf das Nicht-Sichtbare, vielleicht auch auf das Noch-Nicht-Hergestellte zu verweisen – nur das ist Sinn und Zweck von Kritik. Kritik gibt dem Noch-Nicht der Welt Raum“, konstatiert auch Franziska Brückner (2012: 319). Und Butler bestätigt dies, wenn sie als eine Leistung der Foucaultschen Kritik-Reflexion hervorhebt, dass er fordert, „Kritik als Praxis zu überdenken, in der wir die Frage nach den Grenzen unserer sichersten Denkweisen stellen“ (WiK). Die Frage kann dabei verstanden werden als eine Art performativer Akt, in dem sich die Kritik als dekonstruktivistische

---

<sup>17</sup><http://eipcp.net/transversal/0806/butler/de> (abgerufen am 22.06.2019). Dieser Aufsatz ist nur online in der Übersetzung von Jürgen Brenner verfügbar. Zitationen werde ich fortan mit „Butler WiK“ und aufgrund des Fehlens einer Seitenformatierung ohne Seitenangabe kenntlich machen.

Praxis zeigt. „So wie das Verhältnis von Norm und Identität performativ zu denken ist [...], ist auch die Kritik an der Norm performativ, weil die Kritik den Raum der Macht nicht verlassen kann, aber die Kritik diesen Raum verändert, wobei durch Veränderung Kritik zu Macht werden kann.“ (Nestler 2011: 103) Insofern die Kritik auf Machtstrukturen bzw. auf die (kulturellen und normativen) Bedingungen unseres Denkens zielt, statt sich nur auf der Ebene der Effekte der Macht zu bewegen, wird sie selbst zu einer machtvollen Bewegung des Widerstands.

Der Widerstand richtet sich also gegen die über Normen ausgeübte, unsichtbar agierende Herrschaft und Regierung, die die Subjekte einer Gesellschaft im Vollzug ihrer alltäglichen Praktiken und ihres Denkens jeweils selbst affirmieren. Der Grund für diese Selbst-Unterwerfung ist, dass das Handeln und Denken für den Einzelnen im Zeichen der Wahrheit steht und so gewissermaßen unantastbar wird. Foucault schlägt als Möglichkeit, auf diese gewissermaßen selbst-produzierte Unterwerfung zugreifen zu können, seine spezifische Idee von Kritik vor:

„Wenn es sich bei der Regierungsintensivierung darum handelt, in einer sozialen Praxis die Individuen zu unterwerfen – und zwar durch Machtmechanismen, die sich auf Wahrheit berufen, dann würde ich sagen, ist die Kritik die Bewegung, in welcher sich das Subjekt das Recht herausnimmt, die Wahrheit auf ihre Machteffekte hin zu befragen und die Macht auf ihre Wahrheitsdiskurse hin.“ (Foucault 1992: 15)

Zuletzt sei an dieser Stelle noch darauf hingewiesen, dass das Infragestellen dabei aber nicht als formale Obligation verstanden werden darf. Es beschreibt vielmehr eine Art kritischen Modus, der sprachlich und semiotisch nicht formal festgelegt ist und diverse Erscheinungsformen annehmen kann. „Die sprachlichen Kategorien der Kritik sind daher immer offen und unvollständig, niemals abgeschlossen und substantiell“, bemerkt auch Nestler (2011: 101). Solchen möglichen Erscheinungsformen widmet sich die vorliegende Arbeit.

## 2.6 Zur Logik des Störens und Stören als Diskursphänomen

### 2.6.1 Allgemeines Verständnis: Stören als Normbruch

Wenn sich im Unterricht zwei Schüler laut unterhalten, sodass der Lehrer sie zur Ruhe auffordern muss; wenn der Nachbar nachts verärgert aufwacht, weil in der Wohnung unter ihm eine Party gefeiert wird; wenn die Abfahrt der Bahn sich verzögert, weil der Streckenabschnitt blockiert ist; wenn der Bildschirm

des Fernsehers nur noch flimmert, weil draußen ein Wirbelsturm tobt und das Signal nicht durchkommt. In all diesen Fällen wird ein routinierter Ablauf oder ein funktionierendes System durch ein unerwartetes Ereignis beeinträchtigt: Es liegt eine Störung vor. Allen Stör-Ereignissen scheint gemein zu sein, dass unerwartete funktionale oder prozedurale Veränderungen auftreten in einem System, das eine normative oder regelhafte Struktur aufweist. Die Norm wird durch Störfaktoren gebrochen und Erwartungen (zum eigentlich üblichen und vorhersehbaren Zeitpunkt) nicht erfüllt. Die Voraussetzung für das ‚Gelingen‘ eine Störung ist also ein regelhaft funktionierendes System, in dem es erwartbare Werte und Abläufe gibt, sowie Individuen, die funktional abhängig von oder eingebettet in dieses System sind. Die Störung eines Systems, das nicht die Lebensbereiche irgendeines Individuums berührt, hat für niemanden Relevanz und kann deshalb zwar als Abweichung, nicht aber als Störung gefasst werden. Störungen haben notwendig den Effekt der Beeinträchtigung einer Person oder Personengruppe in Bezug auf ein Handeln oder Denken. Ganz in diesem Sinne bietet der Duden online für „Störung“ die Synonyme „Beeinträchtigung, Behelligung, Behinderung, Belästigung, Unterbrechung“, sowie in einer mehr resultativen Lesart „Defekt, Panne, Problem, Schaden, Schädigung“ an. Aus der Tatsache, dass die Bahn automatisierte Ansagen bereit hält für den Fall von Betriebsstörungen und -verzögerungen, lässt sich schließen, dass solche Störungen durchaus erwartet werden, man also mit ihnen rechnet, man nur nicht weiß, wann und durch welche Faktoren sie ausgelöst werden. Ebenso ist es nichts per se Ungewöhnliches, dass der Schulunterricht durch unaufmerksame Schüler gestört wird. So kann die Intensität der Störung durch den Grad ihrer Erwartbarkeit variieren. Diese Varianz spiegelt sich in der emotionalen Resonanz der Reaktionen auf die Störung. Während eine Unterrichtsunterbrechung beim Lehrer Verärgerung auslösen kann, sorgt der überraschende Rücktritt eines Institutsdirektors eher für Irritation und zunächst Unverständnis und zieht außerdem eine strukturelle Irritation des Systems nach sich, etwa weil bestimmte Aufgaben umverteilt werden müssen und damit ein Imageproblem für das Institut entstehen kann.

Störungen werden als etwas Defizitäres betrachtet, das vordergründig negative Folgen hat. Auch in der linguistischen (Interaktions-)Forschung wird der Terminus der Störung vordergründig zur Charakterisierung solcher Interventionspraktiken gebraucht, die als unerwünscht oder konfliktauslösend bis degenerativ angesehen werden. Burkhardt (2004) setzt sich mit Zwischenrufen in parlamentarischen Debatten auseinander. Er beschreibt diese Unterbrechungsroutinen der politischen Reden als genuine Kommentarpraxis, die eine eigene Funktionalität verfolgt, will sie aber nicht allgemein als Störungen klassifiziert

wissen. Als solche bezeichnet er sie nur dann, wenn sie nicht mehr verhandlungsfördernd wirken, die Zwischenrufe also überhand nehmen und die Debatte nicht bereichern, sondern zu „destruktiv-strategischen Zwecken“ (Burkhardt 2004: 2) eingesetzt werden. Auch anhand der Lektüre einiger konversationsanalytischer Arbeiten<sup>18</sup> lässt sich feststellen, dass Unterbrechungen und Störungen im Gesprächsfluss zwar den grundlegendsten Normen der Interaktionsgestaltung (vgl. Sacks et al. 1978) zuwider laufen, sie aber als Brüche auch wieder routinisiert eingesetzt werden und letztlich wichtige Funktionen für die Konversation übernehmen.<sup>19</sup> In jedem Fall werden aber diese Regelverstöße, die als für das Verstehen und den Gesprächsverlauf förderliche Interventionen aufgefasst werden, nicht als Störungen, sondern als produktive Strategien klassifiziert. Dass das Stören aber selbst auch als eine produktive Strategie aufgefasst werden kann, und zwar gerade wenn das irritative Moment NICHT aus dem Konzept herausgestrichen wird, zeigt Judith Butler, die „Störpraktiken“ als Formen der Subversion versteht und an deren Begriff des Störens ich mich in dieser Arbeit orientieren möchte. Sie eröffnet eine Perspektive auf die irritative Dynamik des Störens, die darin ein besonderes kritisches Potential erkennbar werden lässt. Danach sind Störungen als produktive Ereignisse zu sehen, die eine Dissonanz schaffen, um Prozesse des Umdenkens anzuregen. Neutralere könnte man sie auch sehen als eine Klasse von Handlungen, die gekennzeichnet sind durch diskurs-unangepasste Positionierung.

### 2.6.2 Stören bei Butler

Butler untersucht, wie durch Sprache und durch den Diskurs Zwangsstrukturen etabliert werden, die Geschlecht, Geschlechtsidentität und Begehren auf eine binäre Kodierung festlegen und wie im Wissen um diese Etablierungsmechanismen ebendieselben dafür verwendet werden können, den Zwang aufzuheben oder zu lockern. Als Zwangsstrukturen nennt sie „die Zwangsheterosexualität und [den] Phallogozentrismus als Macht/Diskurs-Regime“. (UdG: 10) Als mächtig erachtet sie diese, weil sie es vermögen, das gesellschaftliche Denken zu lenken: „...tatsächlich zeigt sich, daß die Macht in der Produktion des binären Rahmens, der das Denken über die Geschlechtsidentität bestimmt, am Werke ist.“ (UdG: 8) Mit diesem Credo folgt Butler ganz der diskurstheoretischen

---

<sup>18</sup>Zu nennen wären etwa Arbeiten zur Disaffiliativität (z.B. Antaki 2012) sowie zu Missverstehen (z.B. Hinnenkamp 1998) oder Konfliktgesprächen (z.B. Schwitalla 2001/2016).

<sup>19</sup>So beobachtet zum Beispiel Schegloff (2000), dass die wenigstens Überlappungen im Sprechen, die einen Sprecherwechsel vermeintlich erzwingen, tatsächlich Unterbrechungen sind in dem Sinne, dass sie einen Übergriff auf das Rederecht des anderen bedeuten. Vielmehr sind auch diese Dynamiken einstudierte Prozeduren, die vielmehr die Involviertheit des Hörers/der Hörerin anzeigen.

Linie Foucaults und ebenso folgt sie seinem genealogischen Ansatz, um der Geschlechter-Hierarchie kritisch zu begegnen: „Die grundlegenden Kategorien des Geschlechts, der Geschlechtsidentität und des Begehrens als Effekte einer spezifischen Machtformation zu enthüllen, erfordert eine Form der kritischen Untersuchung, die Foucault in Anschluß an Nietzsche als „Genealogie“ bezeichnet hat.“ (Ebd.: 9) Butlers Ziel ist die Entwicklung eines Vorschlags zur systematisch gedachten Dekonstruktion des binären Geschlechtersystems im Zuge politisch-privater Subversionen oder Interventionen.

Sie setzt eine „Matrix kohärenter Normen“ (UdG: 38) voraus, was so viel bedeutet wie: das Normale unserer Alltagspraktiken und dessen, was gesagt und gedacht werden kann, ist organisiert in einem Sinnrahmen und bestimmt, was sprechend und denkend und urteilend möglich ist. Ein wichtiges Mittel und zugleich wichtiger Gegenstand der Auseinandersetzungen um kulturell festgelegte Geschlechtlichkeit sind für Butler nicht nur der Diskurs, sondern auch wesentlich die Körper. Nicht nur im sprachlichen Diskurs, sondern auch im Konstituieren einer „Körper-Kohärenz“ kommt die Macht der Geschlechternormen zum Tragen. Die Körperpraktiken, wie z.B. Kleidungs-Normen oder auch Hygiene-Routinen, sprechen dabei eine Art eigene Sprache; im Zuge leiblicher Inszenierungen äußern sich die idealisierten Vorstellungen über Geschlechtlichkeit und so treten Körper als ‚sinnvolle Körper‘ auf. Und dieser Sinn wird generiert über eine „Matrix der Intelligibilität“ (ebd.: 39), einen Denkraum des Möglichen. Was die Geschlechternormen betrifft, regiert eine „heterosexuelle Matrix“, die Butler fasst als „Raster der kulturellen Intelligibilität, durch das die Körper, Geschlechtsidentitäten und Begehren naturalisiert werden.“ (ebd.: 219) Einen möglichen Mechanismus der intelligiblen Plausibilität stellt also das Natur-Denken dar (vgl. ebd.: 17). Indem das Geschlecht als etwas genuin Biologisches und Genetisches gedacht wird, werden auch die Attribute des Weiblichen und Männlichen als biologisch und so als natürlich gedacht. Simone de Beauvoir prägt die feministische Sichtweise einer kulturell konstruierten Geschlechtlichkeit, die nicht biologisch determiniert ist, und fasst diese prägnant zusammen in der Feststellung „Man kommt nicht als Frau zur Welt, sondern wird es.“ (Beauvoir 1990: 265) Genau diese kulturelle Dynamik wird aber dementiert, wenn wir Geschlechterrollen als etwas Natürliches auffassen. Damit werden das anatomische Geschlecht (*sex*) und die Geschlechtsidentität (*gender*) (vgl. UdG: 38) in eins gesetzt und eigentlich kulturell bedingte Merkmale des *gender* zurückgeführt auf das biologische Geschlecht. Aus einem solchen Denken erwächst dann auch die Haltung, dass Heterosexualität die natürliche Form des Begehrens sei und Homosexualität im Umkehrschluss als markierte und falsche Form des Begehrens abzulehnen wäre.

Aus diesen Beobachtungen zu regulierenden Verfahren ergibt sich zweierlei: Durch regulative diskursive und praktische Verfahren werden gewisse Normen a) legitimiert und dadurch machtvoll und b) in einem exklusiven Sinne denkbar und damit als möglich und wirklich konstituiert. Um in diese Wirklichkeiten einzugreifen, schlägt Butler den Modus des Störens vor. Wesentlich ist für sie dabei, dass mit einem Stören nicht eine einfache Zurückweisung des Gegebenen und der normativen Strukturen vorgenommen wird, sondern eine interne Subversion verfolgt wird. Das Stören artikuliert etwas im Bereich des eigentlich Unsagbaren:

„Im Namen der Veränderung einzugreifen bedeutet eben, genau das aufzubrechen, was zu eingebürgertem Wissen und zu wissbarer Realität geworden ist, und sozusagen die eigene Unwirklichkeit dafür zu benutzen, eine Forderung zu stellen, die sonst unmöglich oder unverständlich wäre. Ich denke, wenn das Unwirkliche Anspruch erhebt auf Realität oder in deren Gebiet einbricht, kann etwas anderes und wird etwas anderes geschehen als eine einfache Anpassung an vorherrschende Normen. Die Normen selbst können erschüttert werden, können ihre Instabilität zeigen und können der Umdeutung zugänglich gemacht werden.“ (MdG<sup>20</sup>: 50f.)

Als intervenierende und produktive Strategie zeichnet sich Stören also dadurch aus, dass es nicht direkt eine Veränderung herbeiführt, sondern diese vorbereitet durch das Aufbrechen und in Unordnung Bringen von Wissen bzw. von kulturell gefestigten Normen.

Butler nennt als mögliche Störpraktiken die „kulturellen Praktiken der Travestie, des Kleidertauschs und der sexuellen Stilisierung der *butch/femmes*-Identitäten“, die „die Vorstellungen von einer ursprünglichen oder primären geschlechtlich bestimmten Identität [parodieren]“ (UdG: 201). Die innere Logik einer Parodie, die die binär gedachte Geschlechtlichkeit angreift, fasst Butler wie folgt:

„Statt des Gesetzes der heterosexuellen Kohärenz sehen wir, wie das Geschlecht und die Geschlechtsidentität ent-naturalisiert werden, und zwar mittels einer Performanz, die die Unterschiedenheit dieser Kategorien eingesteht und die kulturellen Mechanismen ihrer fabrizierten/erfundenen Einheit auf die Bühne bringt.“ (UdG: 202f.)

Für die Zwecke dieser Arbeit will ich Butlers Begriff des Störens abstrahieren vom Gegenstand der Heteronormativität und der Geschlechternormen und auf Normen überhaupt anzuwenden versuchen. Ich gehe dabei davon aus, dass es

---

<sup>20</sup>Die Sigle „MdG“ steht ab hier und fortan für Butlers Buch *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*.



auch für andere Bereiche des gesellschaftlichen Lebens gilt, dass es normativ gefestigte und diskursiv legitimierte Bedeutungen gibt, die ausschließende Effekte haben und zu gesellschaftlichen Missständen führen können. Alle Zustände und Vorschriften, die Individuen benachteiligen oder sie in ihrer Identität einschränken, die ungleiche Verhältnisse unterstützen oder schaffen, die also im allgemeinen für Ungerechtigkeiten sorgen, machen ein gesellschaftliches Umdenken und Umlenken erforderlich oder machen es zumindest wünschenswert, dass Impulse und Anreize gesetzt werden, die eine potentielle Beweglichkeit dieser Problembereiche ins kollektive Bewusstsein tragen. Die zuständigen Normen und Denk-Formate werden dann zum Gegenstand von Kritik und Protest und evtl. von störpraktischen Umdeutungen.

### **Ein kleiner Luhmann-Exkurs**

Es ist eine gewisse Nachbarschaft zwischen Butler und Luhmann wahrzunehmen in deren jeweiliger Einstellung dazu, wie in einem institutionalisierten System Normveränderungen möglich sind. Butler geht davon aus, dass ein diskursives Regime ein geschlossenes System bildet, das seine Machtstrukturen in sich selbst immer wieder reproduziert und keine Wirkungen von Außen inkludiert: „[...] die Rechtsstrukturen von Sprache und Politik bilden das zeitgenössische Feld der Macht, das heißt: Es gibt keine Position außerhalb dieses Gebiets, sondern nur die kritische Genealogie seiner Legitimationspraktiken.“ (UdG: 20) Auch Luhmann spricht davon, dass ein „normativer Apparat zur Unterdrückung von Abweichungen“ in Systemen existiert, d.h. dass diese dazu neigen, keine Differenzierungen zuzulassen. Mit der Kategorie des Störens findet Butler ein Mittel, das innerhalb des Systems operiert und darin Irritationen erzeugt. Prinzipiell sind auch aus Luhmanns Sicht Strukturänderungen, fassbar als „Prozesse des sozialen Wandels“ (Jungmann/Besio 2018: 15), möglich. Diese werden über die drei Stufen der Variation, Selektion und Retention vollzogen. Die Initiierung einer Variation erfolgt über Irritationen im System.

„Um für Irritation offen zu sein, sind Sinnstrukturen so gebaut, daß sie Erwartungshorizonte bilden, die mit Redundanzen, also mit Wiederholung desselben in anderen Situationen rechnen. Irritationen werden dann in der Form von enttäuschten Erwartungen registriert.“ (Luhmann 1998: 791)

Für Luhmann ist die Registrierung von Veränderungen, also ihr Aufgenommenwerden in die diskursive Kommunikation, als Bedingung der Möglichkeit einer Systemvariation von größter Wichtigkeit. Die Irritation kommt nur an, wenn sie kommuniziert wird und sich als „Kommunikation, die von den Erwartungen des Systems abweicht“, manifestiert, wenn sie also diskursiv verankert

wird. Störpraktiken docken sozusagen an gegebenen Normen an, um im System verstehbar zu sein, und verschieben diese Normen nur so weit, dass die alten Erwartungen darin noch aufgehoben bleiben. Damit eine Irritation also in der Gesellschaft als einem System ankommt, muss einesteils eine gewisse formale Kompatibilität zwischen der Art des Kommuniziertwerdens des Neuen und Kommunikationsweise des Systems gegeben sein und anderenteils eine gewisse Innovativität erkennbar werden, die gerade im Bruch mit dem Normativen liegt. Die Irritation darf quasi kein absolutes Nicht-Verstehen sein und so völlig aus der Norm herausfallen, sondern muss auf einer praktischen Ebene ins System eingebunden bleiben.<sup>21</sup>

Für den Störbegriff entnehme ich aus Luhmann, dass systemtheoretisch betrachtet Stören nur funktioniert, wenn es innerhalb der Schranken des Sinn- und Kommunikationssystems operiert, auf das es einwirken will. Denn auch Luhmann geht davon aus, dass Systeme nur kennen können, was innerhalb ihrer Grenzen denkbar und damit möglich ist. Denkbar und möglich ist, was erwartbar und bekannt ist und mit vorhandenem Sinn arbeitet. Er beobachtet, dass Irritationen in einem System „die Identifikation bestimmter Störquellen erforder[n] und anders nicht wahrgenommen werden können.“ (Luhmann 1998: 791) Ein unverständliches Kommunikat fällt aus dem System heraus und disqualifiziert sich so, störfähig eine Irritation einlösen zu können.

### 2.6.3 Stören als Praktik? Eine Problematisierung am Beispiel des Stickerns

*„Was immer verstanden werden muss, ist die Besonderheit derjenigen Erwiderung, die kein Urteil, sondern eine Praxis ist.“*

— Williams 1976: 76

Der Begriff der Störpraktik erweist sich bei näherer Betrachtung zunächst als schwierig oder gar paradox: Setzt man sich gedanklich etwas näher damit auseinander, was das bedeutet, Stören als eine Praktik zu fassen, ergibt sich als ein erstes Problem, dass das Störfähige konzeptuell schnell in Widersprüche gerät zu dem in vielen Wissenschaftsbereichen angekommenen Forschungstopos der Praktiken (Deppermann et al. 2016). Während Praktiken als „Verhaltensroutinen“ (Reckwitz 2003: 289) verstanden werden, die sich sedimentiert haben durch häufigen Vollzug und als Handlungsmuster gewohnt und unauffällig sind, ist das Stören gerade das Brechen mit der Routine und dem Gewohnten. Es

---

<sup>21</sup>Etwas ähnliches beobachtet Ewald (1991: 168; zitiert nach Butler MdG: 88), wenn er feststellt: „Das Anormale ist von keiner anderen Natur als das Normale. Die Norm, der normative Raum, kennt kein Draußen.“

stellt sich hier die paradox anmutende Frage nach Regelmäßigkeiten (in der Umsetzung) des Unregelmäßigen oder nach dem Regelhaften im Entgegen-der-Regel-Handeln. Diese Schwierigkeit spiegelt sich darin wieder, dass bei dem als Störpraktik verstandenen Stickern graduelle Unterschiede in den Erwartbarkeitswerten ergeben; in mancherlei Hinsicht wollen auch Sticker mit Erwartungen brechen. Insofern sie sich aber zu einer Klasse mit einer gewissen Typik entwickeln, weisen sie gewisse konventionalisierte Merkmale auf, die entsprechend auch erwartbar sind.

Das Stickern selbst ist vor allem als eine mediale Praktik (Reckwitz 2003: 286) mit besonderem materiellem Bezug zu verstehen<sup>22</sup>. Eine Praktiken-Typik ergibt sich für die Sticker aus ihrer medial-materiellen Verfasstheit, die sich phänomenologisch reflektieren lässt: Der Sticker ist auf Gegenständen fixiert als Träger einer Botschaft. Jede Handlung des Stickerns, die im Sticker gewissermaßen konserviert ist, ist eine Handlung der Verortung: Der Sticker als klebender ‚Ruf in die Öffentlichkeit‘ interagiert über Text und fakultativ über Bildlichkeit potentiell mit dem Raum, in dem er auftritt (vgl. Kapitel 4.2.1) und ist gerichtet an ein öffentliches, an die Lokalität gebundenes, nicht-digitales Publikum. Dabei operiert er mit Zeichen, die fakultativ verbal oder bildhaft sein können. Kritische Sticker werden nicht missverstanden als womöglich regulatorische Zeichen, sondern sie werden erkannt als Versuche von Intervention und bilden so eine eigene Klasse oder Gattung von Zeichen im Raum („transgressive Zeichen“ (Schmitz 2018: 138)). Das unter anderem medial getragene Stören

---

<sup>22</sup>Ich folge hier unter anderem auch der Sicht von Klemm/Michel (2014), die mit ihrer transdisziplinär ausgerichteten Forschungsperspektive einer Medienkulturlinguistik in den Blick nehmen, wie Kommunikation, Mediennutzung und kulturelle Praktiken miteinander verzahnt sind. Sie machen sich stark für einen semiotischen Zugriff auf Kultur, denn: Kultur wird „nur in Manifestationen, in Ausdrucksmöglichkeiten wie Kommunikaten oder Objekten wahrnehmbar“ (ebd.: 186). Methodisch sehen sie die Verschränkung von medienkultureller Forschung mit kommunikationswissenschaftlicher Expertise als geeignetes Mittel, um zu einer adäquaten Beschreibung kommunikations- und kulturbasierter Formen der Bedeutungs- und Wissenskonstitution zu gelangen. Kommunikation wird für sie fassbar auf einer Mikro- und einer Makroebene: Auf der Mikroebene bewegt sich der „handlungstheoretisch fundierte Kommunikationsbegriff [...], der die kulturelle Sinnproduktion in der alltäglichen Interaktion der Menschen verortet“ (Klemm/Michel 2014: 185). Auf der Makroebene kann Kommunikation systemtheoretisch verstanden werden als „aktantenfreies Sinngeschehen“, bei dem überindividuelle Prozesse die Kommunikationsstrukturen bestimmen (ebd.). Kommunikation ist also sowohl individuell realisiert als auch beeinflusst durch komplexe diskursive Systemstrukturen. Beide Ebenen tragen ihren Anteil an der Konstitution von Kommunikation in einer Gesellschaft. Auch bei der Untersuchung von Stickern als medienkultureller Erscheinung, will ich einerseits auf einer Mikro-Ebene Handlungsaspekte, die medial und semiotisch getragen werden, herausstellen und darüber hinaus untersuchen, welche Normen und diskursiven Ordnungen dabei womöglich aufgerufen und bearbeitet werden. Schließlich versuche ich somit in einer Kleinklein-Analyse dem handlungstheoretischen Kommunikationsparadigma gerecht zu werden, sowie gleichsam systemtheoretische Überlegungen, die sich auf einer Makro-Ebene bewegen, mit zu reflektieren.

bewegt sich dabei im Grenzbereich zwischen praktischer Etabliertheit und illegitimer Non-Konformität der darin zum Ausdruck kommenden Handlung eines Regelverstoßes. Konventionalisiert haben sich für die Praktik des Stickerns bereits typische Orte für die Aufkleber, an denen sie besonders (als störend) dadurch auffallen, dass man keinerlei ästhetische Strukturierung, sondern eine gleichmäßig neutrale Fläche vorfindet. Auf solchen als ‚glatt‘ gewohnten Oberflächen (wie etwa Laternenmasten, Fliesenwänden oder Regenrohren) kommt es häufig zu Sticker-Konglomeraten. Der Sticker bemächtigt sich einer Fläche (darin ist er performativ-aufwieglerisch); er schafft sich so quasi gewalt-sam seine „Realisierungsbedingungen“ (Deppermann et al. 2016: 6). Als eine Konvention hat diese Stör-Qualität Merkmalscharakter. Schölzel klassifiziert Guerilla-Praktiken im Allgemeinen als „durch eine Konfliktdimension geprägt“ und beobachtet, „dass sie Interesse und Aufmerksamkeit aufgrund einer Abwei-chung vom Normalen und Alltäglichen zu erwecken vermögen“ (Schölzel 2013: 12). Was dekonstruktive Praktiken und solche der Kommunikationsguerilla also auszuzeichnen scheint, ist, dass sie gerade keine „sinnstiftende Praxis“ darstellen, sondern als „negative Praktiken“ (ebd.: 42) zu verstehen sind. Das ‚Undoing-Norm‘, auf das der Sticker inhaltlich ausgerichtet ist, zeigt sich quasi performativ an der Praktik des Stickerns selbst, das bereits ein Abweichen von der Norm bedeutet, indem es eine ungewöhnliche Rezeptionssituation provoziert. Die Dynamisierung von Denkgewohnheiten beginnt hier mit der Dynamisierung von Rezeptionsgewohnheiten.

An einem wesentlichen Punkt fällt die Störpraktik des Stickerns allerdings aus einem praxeologischen Verständnis heraus. Das Erstellen und Erscheinen eines Sticker-Kommunikats ist keine übliche Alltagshandlung und klar geprägt durch ein „praktisches Bewusstsein“ (Deppermann et al. 2016: 7). Wer stickert, reflektiert, dass er das tut, und reflektiert insbesondere, dass er eine Kritik übt, indem er eine kritische Praktik ausführt. Darum will ich das Stör-Handeln als jeweils inszenierte und reflektierte Praktik fassen, die sich an formalen Regularien orientiert, die aber, insofern sie eine Kritik ist, nicht leichthin dahin kommen wird, einen Prozess der Habitualisierung zu durchlaufen.<sup>23</sup> Ob bestimmte sprachliche Regularien als konstitutiv für ein kritisches Stören erkennbar sind, soll

---

<sup>23</sup>Ein mögliches Szenario für eine Störpraktik, die sich habitualisiert, wäre beispielsweise folgendes: Als eine Form von Kritik an konventionalisiert gelebten, hegemonial vorge-schriebenen Körperpraktiken wie die Rasur von Beinen und Achseln bei Frauen, wird als ein Zeichen des Widerstands die Unterlassung der Rasur und das ‚Tragen von Haaren‘ eingesetzt. Diese neue Körperpraktik, die dem konventionellen Umgang mit der Körperbe-haarung zuwider läuft, kann sich von einem Zeichen des Protests zur Normalität und zum Habitus entwickeln, wenn diese ursprünglich kritische Praxis so lange von den meisten Frauen in ihren Alltag integriert wird, bis sie zur Normalität geworden ist und die alte Konvention abgelöst hat.

in dieser Arbeit geprüft werden. Dazu frage ich, ob sich (Mikro-)Praktiken als Routinen ausmachen lassen, die Diskurs-Akteure nutzen, um bestehende bzw. herrschende Überzeugungen kritisch zu reflektieren und Normen zu unterlaufen. Was sind mögliche sprachliche Regularien der Umsetzung eines Störens bzw. einer Kritik als Stören? Was zeichnet dabei die Sprache als störrhaft aus?

#### **2.6.4 Stören als Diskursphänomen: Abgrenzung zu agonalen Zentren**

Um schließlich den Sprung hin zu einer Anbindung einer sprachlichen Störhandlung an diskurslinguistische Kategorien zu schaffen, will ich das pragmasemiotische Stören auf der Folie des Konzepts der Agonalen Zentren reflektieren. Stören installiert ebenfalls eine Art Agonalität, die aber, wie zu zeigen sein wird, nicht zwischen zwei unterschiedlich perspektivierten, gleichwertigen Positionen besteht, sondern zwischen im Stören erst fassbar zu machenden Norm-Positionen und dem als Stören oder Irritation manifest werdenden Störausdruck als einer störenden Perspektivierungsleistung. Mit der folgenden schematischen Darstellung (siehe Abbildung 1)), die auf der linken Seite das semiotische Dreieck (nach Ogden/Richards 1923 (zitiert nach: Felder 2006: 15)) als Verbindung von Konzept, Sachverhalt und Ausdruck zur Basis hat, will ich die Parallelität wie auch die Unterschiede zwischen agonalen Zentren und der von mir als Störung klassifizierten Diskurs-Dynamik aufzeigen.

Nicht alle Konzepte und Denkmuster, die das Handeln und Denken einer Gesellschaft bestimmen, müssen auch im Diskurs als Positionen aufgegriffen sein und über Sachverhaltsfixierungen auf der Sprachoberfläche manifest werden. So konstatiert Felder (2013: 15): „Perspektiven, die zeichengebunden nicht vermittelbar sind, gelangen nicht in das Bewusstsein und bleiben unberücksichtigt – das Un-sagbare bleibt verborgen.“ Es gibt Machtlinien im Diskurs, die nur sehr indirekt manifest werden, und die explizit erst ans Licht und zur diskursiven Geltung zu bringen sind.

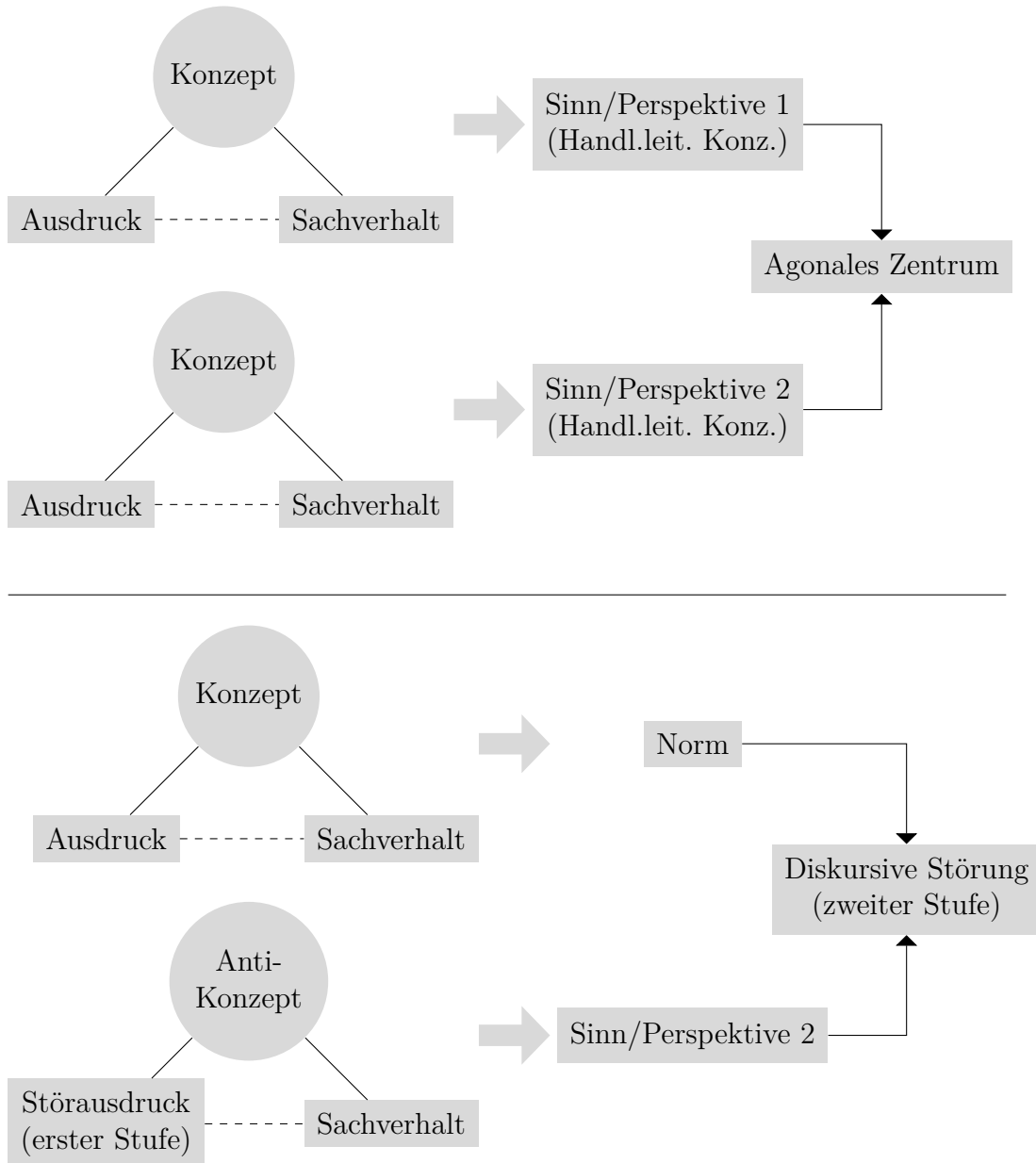


Abbildung 1: Gegenüberstellung zweier diskursiver Dynamiken: Agonale Zentren vs. Stören als Denaturalisierung.



Abbildung 2: Keep her where she belongs. Quelle: <https://lelwankayi.weebly.com/image-analysis.html> aufgerufen am 14.05.2019

Lautenschläger (2018: 78) greift in der Einleitung ihrer korpuslinguistischen Untersuchung zu *Geschlechtsspezifische[n] Körper- und Rollenbilder[n]* Werbeanzeigen aus den 70er Jahren auf, die eine damals ‚normale‘ Perspektive auf die Frau und damit ein Frauenbild wiedergeben, das die Frau als unterdrückt und dem Mann untergeordnet darstellt. Derartige Rollenvorstellungen sind heute undenkbar, weil unsere Gesellschaft nun ein emanzipierteres Bild der Frau hat und eine solche Einordnung nicht mehr im Bereich des gesellschaftlichen Akzeptanzrahmens liegt. In der gezeigten Werbung ist das Konzept DIE FRAU IST EINE UNTERWORFENE aktiv und wird vor allem indirekt ausgedrückt (die Position der Frau auf einer unteren Ebene wird durch das Bild verdeutlicht). Dass sie dort richtig positioniert ist und diese Position der Norm entspricht, wird durch den Text (*keep her where she belongs*) klar versprachlicht und sogar durch die imperativische Formung im Sinne einer Handlungsaufforderung affirmiert.

Es mag verschiedenste Gründe geben, wieso bestimmte Positionen oder Perspektiven im Diskurs nicht vertreten werden. Sei es, dass sie Tabu-Bereiche betreffen und gewissermaßen gefährlich oder imageschädigend sind, weil sie mit der Norm brechen, oder sei es, dass sie schlicht neu sind. Linke (2015: 73) schlägt vor,

„davon auszugehen, dass sich zumindest Veränderungen von Diskursen oder auch neue Diskurse in erster Linie in Brüchen oder ‚Lücken‘ innerhalb ansonsten vertrauter Kohärenzen anzeigen, dass sie in semantischen Irritationen, im Auftauchen unerwarteter, ‚unpassender‘ Zeichenkombinationen, in der Enttäu-schung von Erwartungshaltungen, im vielleicht kaum explizit benennbaren Unterlaufen kommunikativer Normen, in der Veränderung semiotischer Muster aufblitzen und in solchen Momenten in gewisser Weise fassbar werden.“

Um solche sperrigen diskursiven Gegenstände und den Zugang zu ihnen geht es mir bei dem Sprachhandlungstyp des Störens. Wieso ist dieses nicht fassbar wie ein agonales Zentrum? Bei beiden geht es um Disparitäten, könnte man sagen. Agonale Zentren<sup>24</sup> entstehen durch das Auftreten konfligierender Konzepte in einem Diskurs. Solche Spannungen manifestieren sich auf der Textoberfläche und werden nachvollziehbar durch Indikatoren auf lexikalischer, grammatischer und pragmatischer Ebene (vgl. Felder 2012/2013). Felder (2012) arbeitet beispielsweise eine Methode zur Eruierung agonaler Zentren mittels konzessiver und adversativer Konnektoren heraus. Während es sich bei einem agonalen Zentrum um die Aushandlung der Gültigkeit zweier sich im Diskurs herausbildender Positionen handelt, ist eine Störpraktik eher eine Dynamik des a) Herausstellens einer Norm und b) Kritisierens dieser Norm. Dabei kommt es auch zu einer Art Kollision: Es gibt eine Störung auf der Ebene des Denkens (Stören zweiter Stufe), die sich in einer problematischen Sagbarkeit<sup>25</sup> äußert. Ein ansonsten als unproblematisch gelebtes Konzept, wird als solches erst benennbar gemacht und für einen kritischen Diskursbereich geöffnet. Über bestimmte Mikro-Praktiken – nämlich das Stören 1. Stufe – wird eine problematisierende, kritisierende Perspektive eröffnet, die diese Disbalance auf der Makro-Ebene sprachlich initiiert. Die Norm war natürlich davor schon da, aber nicht als klar sprachlich fassbare, sondern als praktizierte: als gelebtes Konzept.<sup>26</sup> Dieses kann sich – etwa wie in der Werbung, die Lautenschläger (2015) bespricht – auch mit sprachlich entfalten, ohne dabei eine klare Position im Diskurs darzustellen. Das So-Sein der Unterdrückung und eines ungleichen Verhältnisses beispielsweise wird mit der Konzeptualisierung (ALS Unterdrückung) erst ganz klar fassbar.

Wichtig ist an dieser Stelle festzuhalten, dass der Diskursbegriff in meiner Arbeit leitend zwar als eine theoretische Grundkonstante ist, aber nicht methodisch im Sinne einer Diskursanalyse realisiert wird. Ich teile mit der Diskursanalyse den Untersuchungsgegenstand der „semantischen Dimension sprachlicher Äußerungen“ und beleuchte dieses Sprachliche im Paradigma „eines pragmatisch-funktionalen Textverständnisses“ (Gardt 2007: 32). Das aufklärende Desiderat, „den semantischen Tenor eines Diskurses, seine semantische

---

<sup>24</sup>Felder (2012: 136) liefert eine präzise Definition von agonalen Zentren als „einen sich in Sprachspielen manifestierenden Wettkampf um strittige Akzeptanz von Ereignisdeutungen, Handlungsoptionen, Geltungsansprüchen, Orientierungswissen und Werten in Gesellschaften.“ Er fordert im Rahmen seiner methodologischen Überlegungen, dass nur solche Konzept-Rivalitäten als agonale Zentren zu fassen sind, wenn die Versprachlichungsformen, in denen sie sich manifestieren „keine singulären Einzelphänomene im Diskurs [sind]“, sondern in einem Diskurs signifikant häufig Anwendung finden (ebd.: 137).

<sup>25</sup>Zum Themenbereich „neue Sagbarkeit“ vgl. auch: Marx (2019).

<sup>26</sup>Darum ist in der Graphik (Abb. 1) die Verbindungslinie zwischen Ausdruck und Konzept zu einer gestrichelten Linie verändert und weicht darin vom Original ab. Das Konzept ist vordergründig ein gelebtes, praktiziertes, und nicht unbedingt ein sprachlich manifestes.



Tiefenstruktur“ (ebd.) hervorzubefördern, ist allerdings nicht mein Ziel. Ich will weniger auf „epistemische Grundlagen, auf Denkformen, auf Mentalitäten in einer Gesellschaft“ (ebd.) schließen, sondern bestimmte Praktiken der Kritik daraufhin prüfen, wie sie ebensolche Denkformen (in einem weite Sinne) sprachlich reflektieren und kritisch kontextualisieren. Ich frage, ob es machbar ist, eine sprachliche Typik von Stören auszumachen, die Normen aufruft und auf kritische, fragende, verkehrende Art bearbeitet, bzw. über kontextuelle, performative und wiederholende Momente angreift, sodass auf einer höheren Ebene eine neue Denk- und Sagbarkeit entsteht, die als solche den als natürlich gelebten Normen entgegensteht.

# 3 Methode

## 3.1 Multimodalität

### 3.1.1 Bilder, Texte, Bild-Texte

Sticker arbeiten häufig nicht nur mit Text, sondern auch und teilweise sogar ausschließlich mit (fotographischen) Bildern, mit Zeichnungen oder anderen illustrativen Elementen. Zu ihrer Analyse ist es also unerlässlich auch die Bedeutungsdimensionen, die durch die Bild-Ebene angeregt wird, zu berücksichtigen sowie die transsemiotischen Effekte zwischen Bild und Text in den Blick zu nehmen. Im Folgenden soll darum zunächst erläutert werden, welches die besonderen semiotischen Potentiale von Bildern sowie von Text-Bild-Beziehungen sind. Zudem möchte ich auf den Forschungsstand zur methodologischen Erweiterung der Diskursanalyse um eine multimodale Perspektive eingehen, um dann relevante Analysefolien für die hiesige Arbeit zu bestimmen.

Bilder funktionieren nach einer anderen Rezeptionslogik und einer anderen Semiotik als sprachliche Zeichen oder Texte. Während Texte „inhärent linear und propositional organisiert“ sind, funktionieren „Bilder als ganzheitliche und flexibel integrierbare Gefüge von Gestalten“ (Klug/Stöckl 2015: 248). Anders als der weitestgehend<sup>1</sup> in Einzelbedeutungen aufgliederbare Text, kann eine Bildbedeutung, die stärker assoziativ wirkt, nicht ganz klar eingegrenzt werden, denn „Bilder bieten dem Rezipienten vielmehr ein Bedeutungspotenzial, das durch einen entsprechenden Kontext aktiviert und erschlossen werden muss.“ (Stöckl 2011: 49) Trotz dieser unterschiedlichen Funktionalität vermögen es beide Modalitäten über die Herstellung von Kohärenz Sinn zu erzeugen und kulturelle Wissensbestände aufzurufen (Klug 2013). Auch Bilder „zeugen davon, wie Wissensrahmen, beispielsweise Selbst- und Fremdkonzepte, intertextuell generiert und damit gesellschaftliche Wirklichkeiten und Identitäten diskursiv

---

<sup>1</sup>Klarerweise besteht, nur weil ein medialer Text-Diskurs formal gesehen aus Wörtern aufgebaut ist, dieser nicht aus voneinander unabhängigen Elementen, die im Sinne einer lexikalischen Semantik einzeln Bedeutung tragen würden. Auch hier spielt der Kontext und die Intertextualität für die Sinnerzeugung eine große Rolle. So wirken sich Kontextualisierungsverfahren, Metaphern, Konstruktionen, etc. auf die Gesamtinterpretation aus. Dennoch lässt sich konstatieren, dass auf der Ebene der Einzelzeichenbetrachtung ein Wort häufig weniger stark schillernd in seiner Semantik ist als ein Bildzeichen.

konstituiert werden.“ (ebd.: 183) Eine besondere Form intertextuell hergestellter Kohärenz stellt das semantische Zusammenspiel von Bild- und Text-Zeichen dar. Zur ökonomisch gedachten Ergänzungsfunktion von Bild und Text, fasst Kress (2010: 1) pointiert zusammen: „images show what takes too long to read, and writings name what would be difficult to show.“ Die Multimodale Betrachtung dieser semiotischen Koordinationsleistung der *modes* (Klug/Stöckl 2015: 243f.) Bild und Text setzt sich mit den dabei wirksamen koordinativen Kontextualisierungsvorgängen auseinander. Das, was durch Bild und Sprache ausgedrückt wird, kann entweder übereinstimmen und inhaltlich redundant sein (ebd.: 249) oder verschiedene Informationen liefern und Ergänzungsfunktionen füreinander übernehmen sowie Hinweise anbieten zur Interpretation des gesamten Zeichenkomplexes. Mit Halliday (2004, nach Bucher 2010: 51) könnte man auch sprechen von Projektions- oder Erweiterungsbeziehungen zwischen Bild und Text; projiziert werden angeschlossene Aussagen oder Ideen, Erweiterungen liefern Konkretisierungen, Ergänzungen oder Situierungen. Klug/Stöckl (2015: 249) stellen heraus, dass es insgesamt schwierig ist, von Dominanzverhältnissen zwischen Bild und Text zu sprechen und bevorzugen es, von einer „multiplikativen und komplementären Bedeutungskonstruktion in Gesamtexten“ auszugehen (ähnlich auch: Bucher 2010: 48).

Es formieren sich in der Multimodalitätsforschung zwei dominante Strömungen: die strukturbezogene und die gebrauchorientierte (vgl. Klug/Stöckl 2015: 252). Während strukturalistische Ansätze Sinn und Bedeutung multimodaler Bezüge stärker im Bereich der Zeichen verorten, gehen gebrauchsbasierte Betrachtungen davon aus, dass diese an Kommunikationsfunktionen und Handlungen gekoppelt sind (vgl. Bucher 2010: 53)<sup>2</sup>. Empfohlen wird allerdings eine methodologische Annäherung an Multimodalität, die integrativ angelegt ist und allgemeinere Kriterien zur Untersuchung anstrebt: Stöckl (2011) präsentiert ein Mehrebenenmodell, das sich an Form (Konnektivität/Semiotische Strukturierung), Inhalt (Themenstruktur) und Funktion (Sprachhandlungsstruktur) ausrichtet, um anhand dieser Kategorien die „Verknüpfungstypen von Sprache und Bild“ (ebd.: 55f.; Klug/Stöckl 2015: 259) zu erfassen. Für meine Analysen möchte ich mich auch an dieser Dreiteilung orientieren und insbesondere die

---

<sup>2</sup>Bucher (2010) kritisiert, dass relationsgrammatische Ansätze nur auf der Zeichen-Ebene operieren und dabei die Handlungsebene vernachlässigen. So beobachtet er, dass die Art, wie wir Text-Bild-Beziehungen verstehen, dabei nicht berücksichtigt wird, und diese weniger semiotischer Natur ist, sondern vielmehr darauf ausgerichtet ist, was der eine mode dem anderen gegenüber ‚tut‘. Nicht die semiotischen Elemente konstituieren die Relation, sondern es passiert etwas Kooperatives zwischen ihnen, das konzeptuell angelehnt ist an Handlungen. Die Interpretation der Relationen arbeitet also damit, dass „eine Zuordnung der jeweiligen Äußerung [...] zu einem Handlungsmuster“ vorgenommen wird. Bucher nennt bspw.: „Zusatzinformation geben, eine Ausnahme oder eine Alternative anführen, Umformulieren, Spezifizieren oder Kommentieren“ (ebd.: 53).

funktionale Dimension unter semiotischen Gesichtspunkten beleuchten, insofern es mir um eine Analyse einer Sprachhandlung des Störens geht. Dabei will ich diese Sprachhandlung nicht nur als ein singuläres Ereignis, sondern auch als charakteristisch für eine Art Handlung auf Diskursebene verstehen; als eine ‚Diskurslogik‘ des Störens (Stören auf der Ebene der Intelligibilität). Ich folge Ansätzen der neueren Forschung, die zeigen, dass Bilder auch auf dieser abstrakteren Ebene mit beteiligt sein können an wirklichkeitskonstituierenden Prozessen und der Formung des Diskurses bzw. auch diskursperipherer Phänomene.

#### **3.1.2 Multimodalität und Diskursanalyse: Methodische Überlegungen**

Einige neuere Arbeiten zu Methoden der Diskursanalyse formulieren das Bedürfnis, den Blick für die Sprache der Diskurse von seiner Beschränktheit auf große Mediendiskurse, die mit quantitativen Korpustechnologien erfassbar sind, auszuweiten auf modal vielfältigere Erscheinungsformen des Diskurses (in Auswahl: Roth/Spiegel 2013; Klug 2013; Linke 2015: 70f.; Meier 2011; Felder/Mattfeldt 2015; Klug/Stöckl 2015: 243). Dieses Desiderat bezieht sich bspw. auf Kommunikation im Internet und Online-Diskurse (Fraas/Meier 2013), Text-Bild-Beziehungen im Medien-Diskurs (Meier 2011; Felder/Mattfeldt 2015), Funktionalität von Memes (Piegsa/Grünwald-Schukalla 2018), urbane Diskursphänomene (Warnke 2013) sowie Phänomene aus „privaten bzw. nicht-öffentlichen Lebensbereichen“ (Linke 2015: 73). Im Großen und Ganzen heben diese Arbeiten ab auf die Erfassung der vielfältigen modalen Formung des Diskurses, die über das Schriftsprachliche hinaus geht.

Das Erkenntnisinteresse der Diskursanalyse, bezogen auf Printtexte, ist es, über die Analyse der Sprachoberfläche Schlüsse über ‚tieferliegende‘ Machtstrukturen im Diskurs ziehen zu können, d.h. Einblick dahinein zu gewinnen, wie (in einem bestimmten historischen Kontext) über Sprache im Diskurs Wissen konstituiert und perspektiviert und so Sinn hergestellt wird. Da aber „Kommunikation seit jeher nicht allein sprachlich, sondern immer mit Hilfe unterschiedlicher Zeichensysteme realisiert wird,“ (Meier 2011: 500) liegt es nahe, dass auch die kommunikative Konstruktion von Sinn nicht nur per Text, sondern auch medial, musikalisch, architektonisch und räumlich modelliert und kontextualisiert wird (vgl. ebd.: 499). Der Fokus der diskurslinguistischen Betrachtung bleibt dabei aber auf dem sprachlichen Gegenstand. So konstatieren Spiegel/Roth (2013: 10), dass „andere Zeichensysteme [...] nur insoweit einbezogen werden, wie sie in ihrem Wechselverhältnis mit dem sprachlichen Diskurs

relevant sind.“<sup>3</sup> Diesem Anspruch entspricht auch die Arbeit von Felder/Mattfeldt (2015), die sich der funktionalen Einordnung des Bildes als semiotischem Diskurs-Bestandteil über das Forschungsparadigma der pragma-semiotischen Textarbeit (Felder 2012) nähern und dazu mögliche Bildhandlungen bestimmen, die im Diskurs vollzogen werden.

Auch Klug (2013) begreift ihren Bild-Gegenstand der Stigma-Bilder als Teil des Diskurses, geht aber nicht auf direkte Bezüge zwischen Bild und Text, also das (auch gewissermaßen räumlich verstandene) Nebeneinander von Bild und Text ein, sondern begreift ein Bild selbst als eine Art Gesamttext, dem eine eigene Argumentation inhärent ist. Sie hält aber fest, dass solche „Argumentationsmuster und -strukturen [...] als flächige Formen der Bedeutungskonstitution nur auf der Ebene des Gesamttextes bzw. des Diskurses greifbar“ sind (ebd.: 181). So untersucht sie bestimmte Stigmabilder aus dem Konfessionalisierungsdiskurs im 18. Jahrhundert: Diese argumentieren vermittels einer Unzuchtsprädikation und implizieren so einen Ablehnungsappell. Verstehbar wird diese Argumentation aber erst im Kontext eines christlichen Wissens- und Glaubensrahmens, der einen Lastertopos beinhaltet (vgl. Klug 2013: 182 ff.).

Für die Zwecke dieser Arbeit will ich diese beiden Perspektiven zu verbinden versuchen. Den Rahmen dazu bieten exemplarische Einzelanalysen, anhand derer mögliche Muster oder auch Differenzen zwischen den Fällen skizziert werden sollen. Um störpraktische Potentiale, die multimodal und multimedial getragen werden, fassbar zu machen, erscheint es sinnvoll, eine Analysestrategie anzuwenden, die einer sprachlichen Handlungstypik nachspürt. Angelehnt an eine pragma-semiotische Perspektive (Felder 2012), will ich einerseits die Sprachhandlung(en), die ein Sticker transportiert, herausstellen und außerdem fragen, mithilfe welcher semiotischer Mittel und Dynamiken diese gestützt wird. Dazu beschäftige ich mich mit (ggf. multimodal konstituierten) Argumentationsstrukturen (Klug/Stöckl 2015: 254f.) und insbesondere dem Einsatz von Strukturen der Indirektheit, die auf implizite Appelle abzielen oder Konklusionen inferierbar machen. Wenn ich Störpraktiken fasse als Sprachhandlungen, mit denen eine Denaturalisierung vollzogen wird, muss in dieser Sprachhandlung einerseits ein verfestigtes Konzept aufgerufen werden, und in einem weiteren

---

<sup>3</sup>Eine Einbettung unterschiedlicher Argumentationsmuster und Perspektivierungsleistungen von Stickern und/oder anderen störpraktischen Ereignissen in einen entsprechenden thematischen Mediendiskurs könnte zu fruchtbaren Ergebnissen führen, die eine mögliche Übereinstimmung oder Konvergenz massenmedienspezifischer und störpraktischer Tendenzen der Wissensproduktion betreffen (so bspw. die Implementierung neuer Sagbarkeiten in den Mediendiskurs, generiert über störrartige Interventionen oder Aktionen). Für eine vollständigere und genuin diskursanalytische Betrachtung halte ich dieses Vorgehen sogar für einen notwendigen Schritt. Eine solche Einbettung soll aber und kann aus Platzgründen im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht geleistet werden.

Schritt dieses in irgendeiner Weise verformt werden oder ‚ungenießbar‘ gemacht werden. Ich gehe davon aus, dass dabei eine Kontextualisierung (Auer 1986) des Norm-Konzepts stattfindet, die anzeigt, dass dieses nun in einem kritischen Licht steht: bestimmte Marker stören den unproblematischen Zugriff auf ein ‚altes‘/gewohntes Konzept. Meine linguistischen Beschreibungen bewegen sich auf den beiden höchsten der von Felder (2012; Felder/Mattfeldt 2015) vorgeschlagenen Ebenen, denen des Textes und der Text-Bild-Beziehung. Denn ich fasse die einzelnen Sticker jeweils als einen Gesamttext (sowie Bezüge zwischen Stickern und anderen Texten als Intertextualität). Eine feiner granulいたete Analyse würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen und außerdem wohl am Erkenntnisdesiderat vorbeigehen; denn es ist keineswegs beabsichtigt eine möglichst vollständige Diskursanalyse zu liefern, in der ich Aussagen (als Machtformationen) im Diskurs und deren Beziehung zueinander beleuchte, sondern vielmehr soll die Typik spezifischer Praktiken, die parallel zum Mediendiskurs laufen, im Fokus stehen. Meine Hypothese ist, dass sich diese als eine Typik des Störens fassen lässt. Diese Hypothese gilt es zu prüfen.

Was den Aspekt der multimodalen Gestaltung der Sticker betrifft, geht es mir darum, herauszustellen, welche Mechanismen der Kritik als Formen von Stören durch die Text-Bild-Beziehung gestützt, strukturiert oder etabliert werden. Wie werden also Text und Bild zueinander in Beziehung gesetzt, um eine kritische Lesart zu begünstigen oder zu provozieren? Im Standardfall haben die Bild- und die Text-Ebene eine symbiotische Verbindung und ihre Kombination wirkt sich kohäsions- und kohärenzbildend aus. Im Rahmen der Untersuchung möglicher Potentiale einer störrartigen Sprachhandlungsqualität wäre eine (vielleicht etwas steile) weiterführende These, dass schon auf dieser strukturell semiotischen Ebene Störungen aktiviert werden: Und zwar so, dass eine kritische Lesart aktiviert wird, indem gerade nicht mit Kohärenzprinzipien und erleichtertem Botschaften-Konsum, sondern mit Dissoziationen und einer gestörten Wahrnehmbarkeit gearbeitet wird. Fräbt sich also das Stören bereits zu diesen Grundprinzipien der Funktionalität einer pragmatisch verstandenen Semiotik durch? Und wird so eine Kritik geleistet und aktiviert, die über eine Dissoziation auf multimodaler Ebene den Sinn der Zeichen womöglich bis ins Unkenntliche verzerrt und die Kritik ist dennoch spürbar oder zu ahnen anhand eines eben dekonstruierten Verstehensobjekts? Und wo verlaufen dabei die Grenzen zwischen einer indirekt generierten Kritik, die hermeneutische Umwege eröffnet und einer so weit gestörten Verstehbarkeit, dass sich Sinn womöglich eher entzieht als offenbart? Diesen verschiedenen Stufen einer Erzeugung irritativer Wirkungen gilt es nachzuforschen.

# 4 Analyse

## 4.1 Zu den Daten: Der Gegenstand „Sticker“

Man sieht sie vor allem auf den grauen, schmucklosen Flächen in der Stadt: auf Laternenmästen, Straßenschild-Stangen, an Regenrohren, an sämtlichen Pfosten, an Bushaltestellen, aber auch an verborgenen Drinnen-Orten wie Toilettenkabinen öffentlicher Institutionen oder auf persönlichen Gegenständen wie Laptops. Sticker sind mittlerweile vielerorts zu sehen. Die meisten von ihnen verfolgen kommerzielle Zwecke und transportieren Werbebotschaften oder zeigen Logos von Bands, Marken oder Veranstaltungen wie Symposien oder Festivals. Auch politische Parteien oder Gruppierungen nutzen Sticker zu Propagandazwecken. Krieger (2012: 18) ordnet Aufkleber neben Flyern, Postern, Graffiti und Schablonen als eine Form von Guerilla Marketing<sup>1</sup>, spezifischer „Street Marketing“ ein. Solche Marketing-Strategien sind vor allem darauf ausgerichtet, „außerhalb der klassischen und etablierten Kommunikationskanäle durch (aus Sicht der Zielgruppen) unkonventionelle Kommunikationsmaßnahmen große Aufmerksamkeit bei den Zielgruppen zu erzielen und Mundpropaganda anzuregen.“ (ebd.: 14) Meistens findet sich auf diesen Stickern eine klar formulierte Werbebotschaft oder eine Abbildung des beworbenen Produkts. Über Barcodes oder die Angabe von Links wird dann häufig auf Internetseiten verwiesen, die weitere Informationen liefern können sowie den/die Urheber\*in des Stickers oder die durch ihn vertretene Interessengemeinschaft kenntlich machen. Die Auswahl der Sticker, die in dieser Arbeit untersucht werden sollen, erfolgte nach dem Kriterium, dass es sich nicht um kommerzielle Zeichen (Schmitz 2018: 138) handelt, sie also gerade nicht Werbebotschaften transportieren und dass außerdem ein Verweis auf Personen oder Institutionen, die kommerzielle Ziele durch die Stickerverbreitung intendieren, fehlt und nicht inferierbar ist<sup>2</sup>. Statt der Bewerbung eines Produkts, generieren diese Sticker Aufmerksamkeit

---

<sup>1</sup>Eine Diskussion der Unterschiede sowie Konvergenzen von Guerilla Marketing auf der einen und Konsumguerilla, die „den gesellschaftlichen Widerstand gegen Massenkultur“ anstrebt, auf der anderen Seite findet sich in Schölzel (2013: 265ff.).

<sup>2</sup>Eine Randgruppe bilden hier politische und aktivistische Gruppen wie bspw. die *Antifaschistische Aktion* oder *peta*. Sie werden trotz Signatur-Zeichen auf den Stickern berücksichtigt, weil ihre Botschaften nicht kommerziell sind, sondern vor allem kritische Inhalte präsentieren.

für kritische Inhalte. So sieht auch Warnke (2013: 215) Anonymität als ein Merkmal von sozialem Protest; mit dem Zurücktreten eines kommerziellen oder personenbezogenen Interesses geht eine Intensivierung oder Prominent-Setzung der Gegenstands- oder Sachebene einher. Damit wird angezeigt, dass es egal ist, WER das sagt, und es vielmehr wichtig ist, DASS es gesagt wird und dass andere davon Kenntnis nehmen.

Sticker sind mehr oder weniger flüchtig. Da sie im öffentlichen Raum jedem frei zugänglich sind, könnte sich jeder daran machen, sie auch wieder zu entfernen. Es ist jeweils völlig dem Zufall überlassen, wie lange ein Sticker im Teil des urbanen Erscheinungsbildes und der soziomateriellen Landschaft bleibt. Anders verhält es sich bei offiziellen Stickern, die für einen dauerhaften Verbleib angebracht werden. Diese erfüllen eine bestimmte, regulative Funktion, häufig werden sie für Sicherheits- oder Warnhinweise, zu Werbezwecken oder als Siegel/Originalitätsindiz/Plakette verwendet (vgl. Habscheid/Reuther 2013). Potentiell störende Sticker aber generieren ihre subversive Energie gerade daraus, der Systemfunktionalität zuwiderzulaufen und nicht in die Kalkulationsschemata regulatorischer Zwecke zu passen. Jede Handlung des Stickerns bedeutet gewissermaßen einen gesetzlichen Verstoß gegen §303 StGB<sup>3</sup>.

Sticker weisen in Hinsicht auf die Bildlichkeit, den Wortinventars, die Signifikanz von Verweis/Vergleichssymbolen oder -markern eine semiotisch stark verdichtete, prägnante Form auf. Sie erlauben einen Zugriff auf Meinungen im Diskurs, die nicht von den großen Playern in der Medienlandschaft geprägt sind, sondern vom kleinen Akteur/der kleinen Akteurin, dem individuellen politischen Subjekt, zur Sichtbarkeit gebracht wurden. Es ist ein\*e Einzelne\*r, die/der die Entscheidung trifft, eine nicht ganz legale Handlung auszuüben und eine bestimmte Botschaft für Passant\*innen zugänglich zu machen, wenn sie/er einen Aufkleber im öffentlichen Raum anbringt.

Interessant ist, dass nicht diejenigen, die die Sticker produzieren, auch diejenigen sind, die die ‚Veröffentlichung‘ vornehmen. Die Multiplikator\*innen sind i.d.R. nicht gleich die Produzent\*innen, sondern Befürworter\*innen der jeweiligen Botschaft.<sup>4</sup> Es handelt sich dabei um eine Zwischenform von Massenprodukt (die eine auf die massenhafte Rezeption ausgerichtete Aussage enthält) und einer „einzelne[n] Diskursrealisation“ (Roth/Spiegel 2013: 11), insofern die Sticker meistens in größerer Stückzahl produziert werden und so

<sup>3</sup>Darin ist festgehalten: „(1) Wer rechtswidrig eine fremde Sache beschädigt oder zerstört, wird mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft. (2) Ebenso wird bestraft, wer unbefugt das Erscheinungsbild einer fremden Sache nicht nur unerheblich und nicht nur vorübergehend verändert. Der Versuch ist strafbar.“

<sup>4</sup>Siehe dazu auch die von Warnke (2013: 214) eingeführte Unterscheidung zwischen „a. Animator als Akteur der Äußerung; b. Autor als Akteur der Formulierung und c. Principal als Akteur der Beauftragung“.



angebracht werden, dass sie von einem breiten Publikum erfasst werden können. Anders läge das bei singulären, nicht medial konservierten, mündlichen Sprechhandlungen eines einzelnen Sprechers, die quasi das Extrem einer einzelnen Diskursrealisation darstellen.

Ein Aspekt, den ich hier nicht unbeleuchtet lassen will, ist, dass Sticker häufig nicht nur ein Kommunikat sind, sondern oft auch als eine Form von Kunst verstanden werden und als solche produziert werden.<sup>5</sup> Ob Kommunikat oder Kunst – das ändert im Grunde nichts am kritischen Potential der Sticker. Gerade im Kunst-Kontext wird sogar ein Fokus darauf gelegt, dass das neue Medium Sticker eine kritische Qualität hat: Die „Stickerawards“ beispielsweise erwachsen 2005 aus der Idee, etwas „zur Intervention im öffentlichen Raum“<sup>6</sup> beizutragen. Andreas Ullrich versteht Stickerkunst insofern als subversive Praxis, als damit „eine vorgefundene Situation der Alltagsrealität im urbanen Raum derart verändert oder überzeichnet [wird], dass sie plötzlich Wahrheiten offenbart, die unausgesprochene Grundlagen der Gesellschaft sind und schließlich für jeden klar erkennbar hervortreten.“<sup>7</sup> Auch Warnke (2013: 196) betont, dass „...die Grenzen zwischen politischem Protest und künstlerischer Aktion nicht immer leicht zu ziehen sind.“ Gerade aufgrund der Tatsache, dass oftmals kein Urheber der Sticker auszumachen ist, ist es schwer, hier zwischen Kunst und politischer Aktion zu unterscheiden. Mitunter ist es auch nicht zielführend, hier eine klare Trennlinie zu ziehen, insofern jeder politische Sticker gewissermaßen auch Kunst ist und umgekehrt.

Im Zeitraum eines Jahres (vom Mai 2018 bis etwa Mai 2019) habe ich im Raum Heidelberg und Mannheim mit einem Schwerpunkt auf den jeweiligen Stadtzentren insgesamt rund 300 Sticker fotografiert<sup>8</sup>. In die Sammlung wurden nur solche Sticker aufgenommen, die nicht oder nicht direkt als Produkt-Werbung oder als anders kommerziell intentional zu identifizieren waren. Da es zur Erfassung von Bild-Korpora<sup>9</sup>, zumal für Bilder, die nicht digital zur

<sup>5</sup>Damit rücken die Sticker auch in die Nähe von künstlerischen Aktionen wie beispielsweise den Drucken des Plakatwettbewerbs „Mut zur Wut“ (<https://mutzurwut.com/>), die sich kritisch mit gesellschaftspolitischen Themen befassen. Im Zuge von Wanderausstellungen waren diese auch im öffentlichen Raum Heidelbergs (etwa 2018 und 2019) zu sehen. Einer der hier analysierten Sticker (*you are your phone*) ist im Kontext dieses Kunst-Projekts entstanden.

<sup>6</sup><https://www.jetzt.de/interview/es-lebe-der-kleber-andreas-sagt-dir-wann-sticker-kunst-sind-412601> (abgerufen am 17.05.2019)

<sup>7</sup><https://www.jetzt.de/interview/es-lebe-der-kleber-andreas-sagt-dir-wann-sticker-kunst-sind-412601> (abgerufen am 17.05.2019)

<sup>8</sup>An dieser Stelle möchte ich gerne meiner Kommilitonen und Freundin Franziska Saur meinen Dank ausdrücken für die tatkräftige, enthusiastische und ‚wissenschaftlich korrekte‘ Unterstützung bei der Sticker-Suche. Ihrem wachen Auge und umtriebigen Sticker-Spürsinn verdanke ich einige wertvolle Funde.

<sup>9</sup>Erste Ansätze dazu gibt bspw. Betscher (2013) mit ihrem Vorschlag, Bilder und ihre diskursive Vernetztheit über Verschlagwortung sortierbar zu machen. Diese Methode der

Verfügung stehen, noch keine der textbasierten Korpusgenerierung vergleichbare Möglichkeit gibt, sie in einem Korpus zu bündeln und für eine diskurslinguistische Analyse handhabbar zu machen, konnten hier nicht alle erhobenen Daten systematisch bearbeitet werden. Es wurden insgesamt 19 Sticker ausgewählt, die hier einer qualitativen Analyse unterzogen werden sollen. Bei der Datenerhebung bin ich davon ausgegangen, dass Sticker als mögliche Realisierungsformen von Protestkommunikation ein besonderes Potential haben, störpraktische Wirkungen (u.a. sprachlich) zu entfalten. Mein Vorgehen war also zunächst deduktiver Natur: ausgehend von dem von Butler geprägten Konzept der Störpraktik, habe ich ein Konzept des Störens angenommen, um daraufhin empirisches Material daraufhin zu analysieren, ob dieses Konzept darin gestützt wird. Dabei kann ich zwar zu einer Idee pragma-semiotischer Realisierungen eines Störens kommen, diese Idee aber in Ermangelung entsprechender Prüfverfahren nicht quantitativ legitimiert verifizieren.

Ausgewählt wurden die folgenden Beispiele, weil sie m.E. ein gutes Spektrum von Auffälligkeiten oder Eigenheiten der Sticker wiedergeben, die sich als störend wahrnehmen lassen. Dieses Spektrum bewegt sich von Beobachtungen auf einer eher konkreten Gegenstands- und Situationsebene hin zu abstrakteren Merkmalen, die mehr auf der Inhalts- bzw. Konzept-Ebene zu suchen sind. Erstere Ebene wird konstituiert vor allem durch situative und mediale Parameter sowie das Interferieren von Raum und Zeichen. Unter einer abstrakteren Ordnung verstehe ich hingegen Denkkordnungen im Sinne von Wissensstrukturen und Konzeptualisierungen, die ich mehr in einem Raum der Zeichen- oder Sprachnormen verorte.

Diese als graduell und vereinfacht zu verstehende Skalierung dient dabei nur der Wahl einer Reihenfolge zur Präsentation der Beispielanalysen. Eine störende Lesart unterstützende Elemente werden in den einzelnen Stickern meist nicht nur auf einer Ebene, sondern multifaktoriell realisiert. An einigen lassen sich stickerspezifische Praktikenaspekte, die sich die Gegenstandsebene zunutze machen, besonders gut darstellen, an anderen werden Strategien zur Etablierung konzeptueller Bruchlinien besser sichtbar. Im Sinne eines Kondensats möchte ich im Kapitel 4.7 einen Überblick über die in den Beispielen genutzten pragma-semiotischen Mechanismen eines möglichen Störens geben.

---

Visuellen Diskursanalyse (VDA) geht davon aus, „dass es eigene visuelle Diskursformationen gibt“ (ebd.: 286) und bezieht sich vor allem auf in den Mediendiskurs integrierte Bilder. Den Anspruch, eine Sammlung von öffentlichen Zeichen zusammenzustellen, erheben an die *linguistic landscape*-Forschung (vgl. Androutsopoulos 2008) angebundene Projekte wie etwa die von Christoph Puschke und Peter Gilles initiierte *Lingscape*-Plattform (<https://lingscape.uni.lu/> abgerufen am 02.07.2019). Dabei liegt der Forschungsfokus hier vor allem „auf der Verteilung und Funktion von Sprachen in der mehrsprachigen Stadt“ (Androutsopoulos 2008: 1).

Dabei versuche ich auf störstrategische Ähnlichkeiten und Unterschiede der analysierten Kommunikate einzugehen.

## 4.2 Medialität, Interaktivität, Situativität

Sticker sind fassbar als Gestaltungselemente des urbanen Raums. Dadurch, dass sie nicht an ein schriftliches Medium oder einen Print-Kontext gebunden sind, sondern im ‚freien Raum‘ fixiert werden, treten sie einerseits konzeptionell in die Nähe zu offiziellen Zeichen (vgl. Kapitel 4.1) und können andererseits mit diesen oder mit dem öffentlichen Raum und seinen Flächen in Berührung kommen und so in eine Kommunikation mit diesen Zeichen und Gegenständen treten. Eine wechselseitige Interaktion zwischen Raum und Protestformen untersucht Warnke (2013: 194) und begreift dabei die Stadt als einen „Katalysator für Widerstand“. Insbesondere hebt er darauf ab, dass die Stadt sich im Zuge von urbanem Protest selbst thematisiert als konfliktreicher Gegenstand: So können nach Warnke Städte „Protestgegenstand und performativer Ort für Protest gleichermaßen“ (ebd.: 195) sein. Nicht jede streetart-Form muss sich aber auf die Stadt selbst als Gegenstand beziehen. Auch unabhängig von ihrem kritischen Bezugspunkt kann eine störend eingesetzte Praktik auf die semiotische Oberfläche der Stadt referieren sowie sich die infrastrukturellen Bedingungen, die der städtische Raum als „semiotisches Biotop“ (Schmitz 2018: 133) liefert, zu nutze machen.

Ich gehe davon aus, dass interaktive Konfigurationen entweder auf Gegenstandsebene oder sozial ablaufen können. So kann ein Sticker zum Beispiel a) mit seiner Umgebung oder b) mit seinem Rezipienten/seiner Rezipientin interagieren. Im ersten Fall wird vorhandenes semiotisches oder gegenständlich-funktionales Material aufgegriffen bzw. als Grundlage genutzt und modifiziert oder kommentiert.<sup>10</sup> Für die soziale Interaktion hingegen ist kennzeichnend, dass der Sticker sein individuelles Gesehen-Werden mit reflektiert; der Sticker bildet dabei ein Art *alter ego* der Origo, der man begegnet im öffentlichen Raum und die den Passanten durch Ansprache zu einem Du macht.

Die Klebe-Praxis und das unerwartete Erscheinen der Sticker auf nicht dafür vorgesehenen Flächen fasse ich als die mediale Einlösung eines gegenstandsnahen

---

<sup>10</sup>Blissett/Brünzels (2001: 87) sprechen hier von „Entwendung bzw. Umdeutung“ als einer „Methode der Verfremdung“, angelehnt an das, was in der Popkultur unter Sampling verstanden wird (vgl.: ebd.) und rechnen darunter auch die Parodie. Die von mir gewählten Kategorien führen noch etwas feinere Differenzen ein und konzentrieren sich stärker auf die semiotische Verweisstruktur und die Operationalisierung des Infrastrukturellen, weniger auf Übernahme-Effekte auf der Deutungsebene. Die hier vorgestellten Typen würde ich dennoch auch unter die Klasse verfremdender Entwendungen oder Umdeutungen, wie Blissett/Brünzels sie definieren, rechnen.

Störens. Diese Form von Störung bezieht sich nicht ursprünglich auf eine sprachliche oder konzeptuelle Dimension. Gestört wird hier nicht ein System des Denkens, sondern der funktional strukturierte Raum und das gewohnte Bild der Stadt oder städtischer Elemente. Indem sich an dafür nicht vorgesehenen Stellen Botschaften auftun und sich den Betrachter\*innen als Dissonanzerfahrung aufdrängen, werden auch Störungen auf der Ebene der Wahrnehmung gesetzt. Die Optik des Raumes sowie die Sehgewohnheiten der Passanten bilden Normen, die durch das Aufkleben eines Stickers gebrochen werden.

Hier möchte ich gesondert beleuchten, wie dieser Normbruch kombiniert mit sprachlichen Mitteln interaktive Effekte erzeugt, die womöglich eine kritische Lesart nahelegen. Dabei interessiere ich mich dafür, welche Störpotentiale sich aus dem Zusammenspiel zwischen der medialen Störung durch das Erscheinen der Sticker im öffentlichen Raum und ihrem jeweiligen sprachlichen Inventar ergeben.

### 4.2.1 Modifizierende und kommentierende Sticker-Praxis

Eine Besonderheit der Sticker als kontextsensitive Kommunikationsressource liegt in ihrer medialen Ungebundenheit. Sticker können nicht nur quasi auf jeder Fläche angebracht werden, sie können auch mit dieser Fläche in einen kommunikativen bzw. kommentierenden Austausch treten.<sup>11</sup>

---

<sup>11</sup>Als eine besondere Form dieser Stickertypen, die ich als gleichsam modifizierend und kommentierend fassen würde, ist die Meta-Praxis des Überklebens zu nennen. Dabei werden Sticker von neuen Stickern überdeckt, z.T. mit dem Motiv, zu zensieren oder unkenntlich zu machen. Auf medialer Ebene kann dieser Verdeckungsgestus eine gewisse diskursive Dominanz demonstrieren und Ablehnung ausdrücken. Einige Sticker sind genau auf diese zensierend ablehnende Funktion ausgerichtet und weisen sich als solche entweder explizit (vgl. Anhang 2: Nazi-Aufkleber-Überkleber) oder auf indirekte Weise (vgl. Anhang 3: Junge, fix net) aus. Da diese Zensurpraktik klar im Dienste einer Ablehnung und nicht einer Störung steht, soll die Beschäftigung damit an dieser Stelle nicht vertieft werden.

## Modifizierend



Abbildung 3: Sticker: *Stop Eating Animals*. Heidelberg Rohrbach, 26.03.2019.  
Foto: Carina Krieger.

Dieser Sticker bedient sich des Symbolinventars eines regulatorischen Zeichens (vgl. Scollon/Scollon 2003: 167) aus dem Straßenverkehr: eines Stop-Schildes. Durch die Positionierung unterhalb des Lexems sowie die farbliche und formale Anpassung von weißer Schrift auf rotem Grund wird eine optische Kompatibilität des Stickers mit dem Schild hergestellt. Diese wird außerdem unterstützt durch die Code-Angleichung in die englische Sprache. So suggeriert das Design eine Zusammengehörigkeit von Schild und Sticker und provoziert die Wahrnehmung einer Linearität der lexikalischen Elemente, sodass eine zusammenschließende Intertextualität entsteht. Grammatisch betrachtet, füllt der Sticker eine zum Zweck der Prägnanz im Schild nicht ausgefüllte Argumentstelle. Das Schild erfährt so eine Erweiterung oder Spezifikation; der Sticker inkorporiert vorgegebenes lexikalisches Material und modifiziert damit das institutionell funktionale Zeichen. Er profitiert dabei davon, dass das Schild in seiner Funktion auf gute Sichtbarkeit und Signalwirkung ausgelegt ist. Dadurch wird auch die Rezeption des Stickers durch die Verkehrsteilnehmer weitestgehend gewährleistet. Die Aneignung der bestehenden Symbolik und Rezeptionssituation stellt einen besonderen humoristischen, aber auch provokativen Kniff des Stickers dar.

Die Sprachhandlung der Aufforderung<sup>12</sup> vollzieht der Sticker, indem er quasi parasitär an das regulatorische Zeichen andockt. Es greift dabei eine Semiotik der Koordination. Der Sticker adaptiert die Funktion des Stop-Schildes, Verhaltensregeln vorzuschreiben. Plötzlich steht das Schild (zusätzlich zu seiner

<sup>12</sup>Aufforderungen könnten hier auch eigens als interaktive Klasse aufgeführt werden, insofern auch sie eine direkte Ansprache der Rezipienten/der Rezipientin vollziehen und eine aktivierende Semantik tragen.

bewahrten offiziellen Funktion) durch die so vollzogene Um- oder Neudeutung im Dienste einer neuen Thematik. *Eating animals* dekodiert knapp und prägnant ein alltägliches menschliches Verhalten: den Fleischkonsum. Dieses wird über die Stop-Semantik kontextualisiert (Auer 1986) als zu unterlassendes Verhalten. Eine Unterlassungsaufforderung bringt zwei logische Voraussetzungen mit sich: Sie kann nur dann sinnvoll gemacht werden, wenn a) es auch Leute gibt, die diese Handlung vollziehen, und b) der Gegenstand oder das Verhalten als unerwünscht oder schlecht angesehen wird. Sowohl die Existenzpräsupposition als auch die negative Bewertung bilden den Subtext des Stickers und generieren einen kritischen Zugriff auf die genannte Norm EATING ANIMALS.

Der Sticker könnte auch ohne das Stopchild und stattdessen mit einem *Stop* auf dem Sticker arbeiten und anderswo angebracht sein. Aber die Aneignung steht als kreative Leistung, als Provokation und als Aufdringlichkeit für sich und dieser Handlungs- und Kurations-Kontext wird mit in die Botschaft aufgenommen und unterstützt die störende Qualität des Stickers.



Abbildung 4: Sticker: *Nur Liebesbriefe*. Heidelberg Rohrbach Eichendorffplatz, 28.02.2019. Foto: Carina Krieger.

Dieser wiederum bildlose Sticker findet sich auf mehreren Briefkasten-Klappen in Heidelberg. Auch er macht sich die Funktionalität des Gegenstands zunutze, auf dem er angebracht ist. Anders als der *Stop eating animals*-Sticker interagiert er nicht auf einer lexikalischen Ebene, sondern rein über die Funktionalität der zum Medium gewordenen Fläche. Wer den Briefkasten nutzt, wird unvermeidlich den Sticker wahrnehmen, auch er drängt sich also auf, indem er an einen Nutzungsgegenstand gekoppelt wird. Auch hier funktioniert der Sticker in seiner handlungsleitenden Ausrichtung ausschließlich auf dem Medium des Briefkastens.

Die elliptische Formel *nur liebesbriefe* dekodiert hyperbolisch eine Beschrän-

kung der Nutzbarkeit des Briefkastens und sagt so viel wie: *hier darf/soll man nur Liebesbriefe einwerfen* oder *dieser Briefkasten ist nur für Liebesbriefe vorgesehen*. Der Fokus liegt dabei auf dem Gegenstand des Liebesbriefes und nicht auf der Handlungs- oder Personen-Ebene, entsprechend sind die Subjekt- sowie die Verbstelle ausgespart. Dass er sich auf die Handlung des Einwerfens bezieht, die durch ein Individuum ausgeführt wird, ist nicht eigens zu betonen, weil durch den Kontext erschließbar und evident. Hervorgehoben wird die besondere Klasse der Liebesbriefe. Der Sticker macht dabei eine Überprüfungshandlung relevant: ist das ein Liebesbrief, der dort eingeworfen wird? Er ruft also einen Realitätsabgleich hervor: Wer einen Brief einwirft, soll feststellen, ob dieser sein Brief ein Liebesbrief ist oder etwa ein amtliches oder anderweitig formelles Schreiben.<sup>13</sup> Über die Partikel *nur* vermittelt er eine regulatorische Semantik, die eine Präferenz ausdrückt. Der Liebesbrief wird als bevorzugtes Format konzeptualisiert. Der Sticker rechnet dabei mit der Norm, dass keine Liebesbriefe mehr geschrieben werden. In dem Fall, dass es sich doch um einen Liebesbrief handelt, wird der Betroffene quasi belohnt, indem er durch den Sticker die Rückmeldung bekommt, dass er sich ‚richtig verhält‘. Die Kritik im umgekehrten Fall wird generiert durch das Gefühl eines Regelverstoßes, das der Sticker evoziert.

Die Ordnung, die der Sticker dabei vorschreibt, widerspricht der eigentlichen Ordnung in zweierlei Hinsicht: Natürlich ist der Briefkasten nicht nur für Liebesbriefe ausgelegt und natürlich werfen die (meisten) Leute eben gerade nicht Liebesbriefe ein. Dem Sticker gelingt es, eine in Vergessenheit geratene Textform ins Bewusstsein zurückzurufen und zum Liebesbrief-Schreiben anzuregen. Eine Störung tritt als spielerisch irritative Wirkung auf, die auf der medialen und kontextuellen Ebene operiert. Die Situation bringt die besten Bedingungen für die Reflexion mit sich, die der Sticker hervorrufen will. Eine Norm (die in der Vernachlässigung anerkennenden oder wertschätzenden analogen Schreibens besteht) wird dabei allerdings nicht kritisch oder störend berührt, sondern nur aufgezeigt.

---

<sup>13</sup>Eine alternative Deutung wäre, dass die Betrachter\*innen überprüfen, ob sie nicht statt eines Liebesbriefes einen Hassbrief oder einen Brief mit kritisierendem Inhalt verfasst haben. Aufgrund der Verbreitung von Hassbotschaften im Internet, die in einem Maße gestiegen ist, dass sie öffentliche Empörung hervorruft (vgl. etwa: zeit.online-Artikel „Hass im Netz. Wie rechte Hetze designt wird.“ <https://www.zeit.de/kultur/2019-04/hass-im-netz-rechte-hetze-soziale-medien/seite-4>), scheint diese Deutung ebenso naheliegend. Andere Sticker, die eine Lebensbejahung und den positiven Umgang miteinander affirmieren, haben eine ähnliche Stoßrichtung.

### Kommentierend/Etikettierfunktion<sup>14</sup>

Die kommentierenden Sticker erklären die Fläche, auf der sie angebracht werden, zum Gegenstand ihrer message. Ihre mediale Basis bildet damit einen Verstehenskontext für ohne diesen Bezug nicht verständliche Zuschreibungen oder Bewertungen. Das Stickern bedeutet eine Art Etikettierpraxis und die Grundfläche, auf der der Sticker haftet, ist dann nicht mehr beliebig.

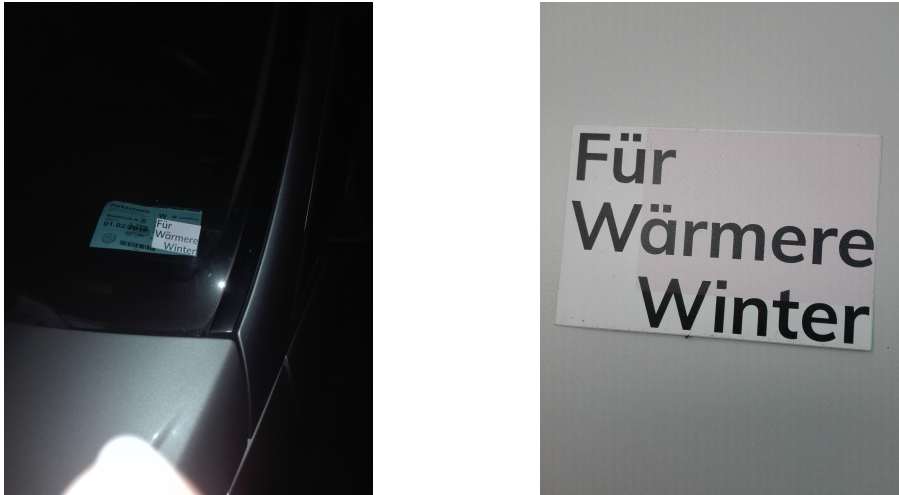


Abbildung 5: Sticker: *Für Wärmere Winter*. Heidelberg Weststadt, 11.06.2019.  
Foto: Carina Krieger.

Das Besondere und auch das besonders Provokative an diesem Sticker ist, dass er einen eher ungewöhnlichen, nämlich mobilen sowie privaten Gegenstand beklebt: den Randbereich der Windschutzscheibe eines Autos.

Auf einem weiß-rosa Hintergrund steht in schwarzer Maschinenschrift die Präpositionalphrase *Für Wärmere Winter*, wobei das *Winter* nach rechts eingerückt, die ersten beiden Worte hingegen linksbündig sind, sodass der Text optisch eine Diagonale von links oben nach rechts unten ausführt. Die alliterative Verbindung *Wärmere Winter* trägt Züge eines Oxymoron, insofern der Winter die prototypisch kalte Jahreszeit ist und für gewöhnlich also gerade mit dem Gegenteil von Wärme, der Kälte, in Verbindung gebracht. Das Adjektiv liegt in komparativer Form vor und versprachlicht so eine Temperaturveränderung bzw. -steigerung.

Mit dem Erwärmungstopos werden zwei gegensätzliche Assoziationsbereiche eröffnet: Wärme kann wörtlich verstanden werden als physikalische Größe oder metaphorisch gelesen werden entweder als Symbol für Behaglichkeit oder als Symbol für Herzlichkeit im Sinne einer menschlichen Wärme. Wörtlich

<sup>14</sup>Es lässt sich festhalten, dass womöglich alle kommentierenden Sticker gewissermaßen auch modifizierend sind, aber nicht alle modifizierenden Sticker auch kommentierend sein müssen.



interpretiert, liegt das Erwärmungstopos in unmittelbarer Nähe zum Thema Erderwärmung durch den Klimawandel. *Wärmere Winter* stehen in dieser wörtlichen Interpretation im Sinne eines pars-pro-toto-Zusammenhangs für das Abstraktum des Klimawandels selbst. Es ergibt sich aus der potentiell gegensätzlichen Semantik des Wärme-Begriffs also eine schillernde Ausgangsbasis für die Interpretation, die je nach Zuordnung kritisch oder unkritisch bzw. sogar als positiv wertend ausfällt.

Und auch mit der Präposition *Für* ist (mindestens) eine semantische Zweideutigkeit verbunden: Der Duden unterscheidet als die beiden Hauptbedeutungen von *für*: „a) zur Angabe des Ziels, Zwecks, Nutzens; b) zugunsten einer Person, Sache“<sup>15</sup>. *Für* kann also die Bedeutung entweder einer Zweckmäßigkeit (hier: etwas dient dem Zweck der Erzeugung wärmerer Winter) oder von Befürwortung (hier: das Propagieren eines allgemeinen ‚Pro Wärmere Winter‘) tragen. Während eine Befürwortung wärmerer Winter keinen Verweis auf etwas Weiteres außerhalb der Stickerbotschaft erfordert, wird der Zusammenhang einer Zweckmäßigkeit erst dann vollständig, wenn man die logische Leerstelle eines zweckdienlichen Subjekts ausfüllt, d.h., wenn man die Frage beantwortet: Wer oder was dient als Zweck für wärmere Winter? Als das Subjekt, das dem Zweck, wärmere Winter zu erzeugen, dient, fungiert in diesem Fall das Auto. Als Teil der Botschaft wird das Auto bzw., allgemeiner gesagt, der beklebte Gegenstand zum Signifikanten, der als verständnisgenerierendes und bedeutungstragendes Element für die Funktionalität des Stickers notwendig wird. Vor dem Hintergrund eines klimawandelkritischen Verständnisses wird die Zweck-Lesart hier zur kritischen Variante.

Betrachtet man den Sticker unabhängig von seinem Anbringungskontext, wird ersichtlich, dass er gerade auch mit gestalterischen Mitteln auf eine anfängliche Irreführung ausgerichtet ist: Die dem ersten Anschein nach positive bzw. befürwortende Formulierung sowie die weichen, ‚harmlosen‘ bzw. nicht auf eine Signalwirkung abzielenden Hintergrundfarben führen fälschlicherweise auf eine sanfte, unkritische Lesart hin. Insofern man im Winter friert und das etwas Unangenehmes ist, ließe sich der Sticker durchaus als positive Forderung lesen, die mehr Behaglichkeit in der kalten Jahreszeit bewirbt. Durch den Kontext des zur Botschaft semiotisch zugehörigen Automobils allerdings, das als CO<sub>2</sub>-produzierender Nutzgegenstand sinnbildlich für menschengemachte Luftverschmutzung und Umweltbelastung steht, wird diese sanfte Lesart blockiert, sofern die Betrachter\*innen über das nötige Wissen dazu verfügt.

Der irritative Effekt, der durch diese anfängliche Irreführung und die Mehrdeu-

---

<sup>15</sup>[https://www.duden.de/rechtschreibung/fuer\\_statt\\_wegen\\_zuliebe](https://www.duden.de/rechtschreibung/fuer_statt_wegen_zuliebe) (abgerufen am 13.06.2019)

tigkeiten der Phrase erzeugt wird, ist Teil der Sticker-Rhetorik und unterstützt letztlich eine umso klarere und schärfere Kritik. Oberfläche und Tiefenbedeutung des Stickers stehen zueinander in einem Kontrastverhältnis. Das kritische Moment ist nicht, wie etwa über einen Schock-Effekt, leichthin sichtbar, sondern verlangt von den Betrachter\*innen das Überspringen einer Hürde der Irritation. Der Sticker ‚tut so‘ als wäre er unkritisch und dennoch drückt sich die Kritik hindurch und beweist so ihre Kraft bzw. ihre Evidenz. Die Kritik muss nicht auch noch über eine bildliche Modalität verstärkt werden, sondern sie greift und ist verständlich, sogar wenn durch das Design Verwirrungen erzeugt werden. Alles Kritische muss außerdem von den Betrachter\*innen erschlossen werden, indem sie den gegenständlichen Kontext (in diesem Fall das Automobil) mitreflektieren und als Signifikanten und Teil der Botschaft wahrnehmen. So ist nicht der Sticker selbst in assertiver Form kritisch oder bewertend, sondern überlässt das Haltung-Einnehmen dem Rezipienten/der Rezipientin. Im Sticker wird nichts wiederholt und nichts Wiedererkennbares installiert, sondern eine Handlungsnorm anhand eines im Rahmen dieser Handlung genutzten Gegenstandes aufgerufen: das unreflektierte, alltägliche Nutzen des Automobils als Fortbewegungsmittel. Sticker hat so eine Art aufklärerische und demaskierende Wirkung. Er macht eine Zuschreibung und kennzeichnet den Gegenstand Auto und indirekt den jeweiligen Fahrer/die jeweilige Fahrerin als den Klimawandel vorantreibende Instanzen. Gegenstand der Kritik ist das Auto sowie der selbstverständliche und als unproblematisch anerkannte alltägliche Einsatz des Fahrzeuges. Der zuschreibende Charakter liegt dabei nicht in der Form der Assertion allein, sondern in der medial getragenen Stempel-Funktion des Stickers.

### 4.2.2 (Soziale) Interaktion<sup>16</sup> mit dem/der Betrachter\*in

Sticker werden bevorzugt an vielfrequentierten öffentlichen Plätzen angebracht. Sie sollen von möglichst allen gesehen werden und gerade auch von solchen Passant\*innen, die die jeweilige Botschaft nicht selbstgewählt lesen würden. Sticker wollen sich aufdrängen, um zu informieren. Dieses Sich-Aufdrängen-Wollen durch das Platzieren ist die Wirkvoraussetzung eines jeden Stickers. Das Ansprechen und Interagieren kann aber außerdem sprachlich gestützt werden: Ein Sticker kann verschiedene sprachliche Mechanismen nutzen, um die Interaktion mit dem/der Betrachter\*in genauer in eine bestimmte Richtung zu

---

<sup>16</sup>Der Begriff der Interaktion wird hier in einer eingeschränkte Lesart verwendet. Problematisch ist er insofern, als nicht vorausgesetzt werden kann, dass notwendigerweise die Produzent\*innen des Kommunikats in Folge der Intervention der Respondent\*innen in die Rolle der Rezipient\*innen gebracht werden.

lenken. Diese\*r wird dabei quasi semiotisch eingearbeitet in seiner/ihre Rolle als Betrachter\*in, Kritik-Adressat\*in und Respondent\*in. In der Anordnung der durchgeführten Analysen orientiere ich mich an formal-sprachlichen Kriterien. Berücksichtigt habe ich hier exemplarisch *du* als Ansprache-Formel und Frage-Formate.

Den höchsten Grad an Interaktivität erreichen solche Sticker, die Lücken aufgeben, die noch zu füllen sind. Sie bieten eine Fläche an, die frei zu beschriften oder anders kreativ zu bearbeiten ist. Diese Sticker haben zwar einen starken impliziten Aufforderungscharakter, zielen aber meist nicht auf kritische Inhalte ab (vgl. Anhang 1: Interaktiv durch Leerstellen). Darum will ich ihnen an dieser Stelle keine genauere Analyse widmen und es bei dieser Erwähnung belassen.

### Verwendungen des Ansprache-*du*



Abbildung 6: Sticker: *Google says you are here*. Heidelberg Altstadt Marstall. 13.03.2019. Foto: Carina Krieger.

Dieser schlicht in schwarz-weiß gehaltene Sticker, der auf einem Mülleimer klebt, kommt ohne ein Bild-Element aus, ist aber dezent graphisch designt. Der Text *Google says you are here* im oberen Stickerbereich hebt sich in Weiß von einem unpräzise rund konturierten, dunklen Hintergrund ab. Darunter ist *Timoteo* zu lesen, was vermutlich der Name oder das Pseudonym des Künstlers/der Künstlerin oder des Aktivisten/der Aktivistin ist, die/der den Sticker entworfen hat. Von den äußeren Rändern der schwarzen Kreisfläche führen zwei Linien schräg nach unten und enden dort, wo sie aufeinander treffen. So entsteht optisch eine mit ihrem Scheitelpunkt nach unten ausgerichtete Kegelform, deren schwarz ausgefüllte Grundfläche mit dem Text beschriftet ist. Die Majuskeln sind ungleichmäßig und nicht akkurat angeordnet, das Schwarz stellenweise durchbrochen und auch die Linien weisen eine uneinheitliche Dicke

auf. Diese Eigenschaften verleihen dem Sticker eine linolschnittartige Optik und suggerieren eine nichtmaschinelle Fertigung.

Der assertive Text adressiert einen Rezipienten/eine Rezipientin als *du* und personifiziert den Internet-Giganten *Google* als sprechende Partei, die den Standpunkt des Rezipienten/der Rezipientin zu verraten vermag. Es lassen sich zwei syntaktische Einheiten, die auch durch einen Doppelpunkt voneinander abgegrenzt sein könnten, feststellen: *Google says* bildet die Matrixkonstruktion für die Konstituente *you are here*.

Das Kegel-Design dekodiert das Zulaufen auf einen Punkt, an dem sich die Kegelspitze befindet, und evoziert eine Semantik des ‚Vom-Großen-ins-Kleine‘. Das Große, das im Sticker oben verortet ist, ist hier eine Art schwarzes Loch, von dem ausgehend sich die Struktur verzweigt nach unten. Die Kegel-Darstellung korrespondiert in ihrer Anordnung mit dem Text: *Google* als oberstes, erstes Lexem, korreliert mit dem großen schwarzen Kreis; das *you are here*, das im Text ganz unten steht, korreliert mit der Kegelspitze. Der Punkt unten, verstanden als Standortlokalisierung (das *here*), steht als Bezugspunkt und verweist auf die aktuelle Rezeptionssituation und die dazugehörige Lokalität. Der Sticker referiert auf ein Hier und Jetzt, das er personal identifiziert über ein Du – das Du des Rezipienten/der Rezipientin. Über diese deiktische Ebene entfaltet der Sticker eine besondere Kommunikationsdynamik, die eine starke Einbindung der Leser\*innen nach sich zieht, die direkt angesprochen werden und so unmittelbar Teil der Botschaft sind. Dabei macht sich der Sticker seine analoge Verfasstheit und die spontane Rezeptionssituation zunutze, die ihm aufgrund seiner besonderen medialen Verfasstheit und seines unerwarteten Erscheinens zu eigen ist. Die Kegel-Bildlichkeit weist eine Symbolik der Bedrohung von oben auf.

Der kluge Kniff dieses Stickers besteht in seiner Ertappingslogik: Er hat quasi immer recht. Aufgrund der Tatsache, dass der Sticker, wenn er gesehen und gelesen wird, die Situation voraussetzt, dass die lesende Person sich auch dort befindet, wo der Sticker angebracht wurde, garantiert der Sticker die Gültigkeit der Aussage. Die Behauptung, die hier aufgestellt wird, muss vom Rezipienten/der Rezipientin als wahr anerkannt werden. Diese Überprüfungsleistung ist es, was der Sticker von den Passanten abverlangt. Insofern ist er indirekt interaktiv: Er fordert vom Rezipienten/der Rezipientin das Eingeständnis: „Ja, stimmt, ich bin hier“, und indiziert die Erkenntnis: „Wenn Google sagt, dass ich hier bin, und ich bin hier, dann weiß Google, dass ich hier bin.“ Dieser Subtext legt eine Sichtbarkeit des Individuums offen und macht aufmerksam auf eine Art Überwachungssituation, die durch die Ortungsfähigkeit der meisten Smartphones oder mobilen Geräte ermöglicht wird. Dabei bleibt fraglich, ob

hier eine Kritik an Google oder an Google-Nutzern geübt wird.

Der Sticker zeigt also eine unsichtbare, von Google ausgehende Macht an. Google wird konstituiert als wissender und beobachtender Akteur. Sowohl dem Sticker als auch dem Akteur Google wird eine epistemisch dominante Position zugespielt. Die Behauptung *you are here* wird über den Sticker als deiktisch evident performativ fassbar. Die faktische Formulierung unterstützt diesen Effekt. Auf der anderen Seite operiert der Sticker eher ‚epistemisch zurückhaltend‘. Insofern es sich bei *sagen* nicht um ein epistemisches Verb handelt, wird die Lokalisierung als zunächst nur behauptete kontextualisiert und so weniger als faktisch modalisiert. Der Schluss auf eine epistemische Übermacht, die von Google ausgeht, wird erst durch den Rezipienten/die Rezipientin realisiert. Der Sticker artikuliert etwas als möglicherweise wahr, das vom Rezipienten/von der Rezipientin als realiter wahr zu aktualisieren ist. So fungiert er als eine indirekte Aufforderung. Das kritische Potential liegt dabei einerseits in der Kontextualisierung des Akteurs Google als Bedrohung und andererseits in der Aktivierung einer daselbst kritischen Perspektive des Rezipienten/der Rezipientin auf sein (eigens verschuldetes?) Beobachtet-Werden. So funktioniert der Sticker als Informationsquelle, als Aufforderung und interaktive Spielerei, bedient sich dabei aber sprachlicher Mittel, die eine dazu in Kontrast stehende zurückhaltende epistemische Haltung transportieren. Auch hier liegt eine besondere Form der Uneigentlichkeit vor: Das, was als faktisch gesetzt wird, ist nicht alles, was ausgedrückt werden soll, aber es bleibt wie eine Andeutung stehen, die vom Rezipienten/von der Rezipientin ein Weiterdenken erforderlich macht.



Abbildung 7: Sticker: *You Are Your Phone*. Heidelberg Weststadt-Südstadt-Bahnhof. 31.05.2019. Foto: Carina Krieger.

Der Sticker arbeitet mit schwarzen Buchstaben auf hellgelbem Grund und

ohne Bild. Stickerfüllend und in gleichmäßiger Größe steht, gut lesbar aus etwa zwei Meter Entfernung: *You are your phone*. Dieser Text wird ergänzt durch weitere lexikalische Bestandteile, die deutlich kleiner geschrieben sind, sodass sich, nähert man sich dem Sticker auf etwa einen halben Meter, der neue Text *Congratulation you are not looking at your phone*, erkennen lässt. Dieser Sticker arbeitet also mit zwei Sichtbarkeits-Ebenen, die zwei unterschiedliche Aussagen hervorbringen.

Der Sticker erzeugt über die doppelbödigere Rezeptionsgenese strategisch eine sukzessive Rezeption. Im ersten Schritt wird die/der Betrachter\*in über das *you/your* angesprochen und eine Verbindung zum Themenfeld SMARTPHONE/TECHNIK/MASCHINE aufgemacht. Dabei wird eine Identifikation zwischen dem/der Betrachter\*in und seinem/ihrer Smartphone formuliert. Diese Identifikation bedeutet gleichsam eine Reduzierung des *you* auf das zugehörige Smartphone und damit eine Degradierung, die provokativ wirkt. Im Umkehrschluss wird der Gegenstand des Smartphones in dieser Identifikation stark aufgewertet, insofern er das ist, ‚was den Menschen ausmacht‘. Es wird mit dieser Aussage also eine Gleichstellung und Gleichwertung von Mensch und Maschine ausgedrückt, die jeweils die/den Betrachter\*in als Betroffene\*n adressiert, die sie/ihn als Degradierung aber stören muss.

Ist die Provokation geglückt und das Interesse der Betrachter\*innen geweckt, wird die/der Jeweilige näher kommen und die zweite Rezeptionsebene wird relevant. Die ursprüngliche Aussage wird nun umgebaut zur Beschreibung der aktuellen Rezeptionssituation: *you are not looking at your phone*. Damit beweist auch dieser Sticker seine epistemische Dominanz; die Wahrnehmungssituation schließt ein gleichzeitiges Aufs-Handy-Schauen aus und so kann der Sticker die Wahrheit der von ihm postulierten Aussage gewährleisten. Die zweite Aussage übernimmt den Themenbereich SMARTPHONE und vergrößert ihn um die Handlungskomponente des (Nicht-)aufs-Handy-Schauens.

Durch die Einleitung mit *Congratulations* wird performativ der interaktive Kontext eines positiven Feedbacks aufgerufen. Mit dem performativen Sprechakt des Gratulierens wird die Implikatur verbunden, dass ein besonderes positives Ereignis stattgefunden hat, das es zu honorieren gilt. Dieses positive Ereignis wird bezeichnet durch die nachfolgende Handlungsbeschreibung *you are not looking at your phone*.

Die eigentlich normale Situation des Nicht-aufs-Handy-Schauens wird durch die Kontextualisierung des Glückwunsches zu einem besonderen Anlass, für den man honorierenden Zuspruch erhält. An dieser Stelle wird nun die Frage nach einer möglichen ironischen Stilisierung des Sachverhalts relevant. Es lässt sich festhalten, dass das Gratulieren hier der Maxime der Relevanz nicht genügt,

insofern der implizierte Kontext eines besonderen, erfreulichen Ereignisses fehlt. Eine Interpretation der Aussage als ironisch setzt beim Interpretieren das Wissen voraus, dass der gegebene Kontext des Nicht-aufs-Handy-Schauens eben kein besonderer, sondern der Normalfall ist. Allerdings erscheint eine klare Ironisierung hier zumindest diskutabel. Denn der propositionale Gehalt *Es ist erfreulich, dass du offenbar nicht die ganze Zeit auf dein Handy schaust* wird durchaus aufrechterhalten und gemeint. Dass eine Gratulations-Formel gebraucht wird, bleibt dabei aber zumindest eine stilistisch-strategische Übertreibung. Der „kommunikative Sinn“ (Schwarzfriesel 2009: 227), der hier zu erschließen ist, ist eine Kritik am Überkonsum der mobilen Kommunikation und des (mobil) Digitalen. Eine kommunikative Ebene zur Entfaltung dieser Kritik wird sprachlich aktiviert, indem ironisch bzw. übertreibend ein besonderer kommunikativer Kontext aufgebaut wird (Gratulieren) und dieser dann falsch besetzt wird: Es entsteht so eine Kollision zwischen zwei Wissensbereichen: dem Sprachhandlungswissen um das Gratulieren und dem Weltwissen um das, was normal oder was besonders ist. Diese Kollision bringt die Frage nach einer falschen Normalität auf: Ist das Normale (Das Nicht-aufs-Handy-Schauen) schon etwas Besonderes geworden? Und im Umkehrschluss: Ist das Besondere (der Handy-Konsum) schon etwas Normales geworden? Gerade weil die Botschaft des Stickers nicht klar ironisch und auch nicht klar übertreibend ist, sondern eher eine diffuse „Dissoziation auf propositionaler Ebene“ (Lapp 1992: 45) instantiiert, wird eine Störung erzeugt. Eine klare Zuordnung bleibt aus. Was die Sprache leistet, ist ein besonderes Ineinandergreifen von Bewertung und problematisierender Kontextualisierung, wobei zwei Kontexte aufeinanderprallen. Der situative Kontext des Sticker-Anschauens (als Bereich der Kritik) wird eingebettet in einen bewertenden Kontext aus dem Bereich der Sprachverwendungsnormen (dem Gratulieren). Diese Einbettung ist gewissermaßen gerechtfertigt, als sie eine Positiv-Besetzung der Handlung des Nicht-aufs-Handy-Schauens konstatiert, und andererseits ist sie unangemessen, weil sie etwas als Besonderes markiert, was nichts Besonderes zu sein scheint. Die von der Sprachnorm geforderten Gelingensbedingungen werden nicht adäquat erfüllt, aber auch nicht vollständig gebrochen.

Der Sticker lässt Leerstellen. Er erklärt nicht jeden Reflexionsschritt, den die Betrachter\*innen für ein adäquates Verständnis gehen müssen. Er gibt keine Lösung auf, sondern Verschlüsselungen. Dazu wird auf sprachlicher Ebene ein regelrechtes Netzwerk an Verweis-Mechanismen und indirekten Bezügen installiert. Nichts ist, wie es so da steht; die erste Botschaft ist eigentlich eine zweite Botschaft, die wiederum ironisch und hyperbolisch verzerrt ist – und dann auch wieder nicht. Die Leser\*innen werden so immer weiter verwiesen

und weniger auf eine Antwort als auf das Erfragen eines möglichen Missstands hingeletet. Dieser Missstand betrifft allerdings klar die Handlungsnormen im Umgang mit Smartphones.

## Fragen



Abbildung 8: Sticker: *Bist du der Mensch den du heiraten würdest?* Heidelberg Rohrbach Eichendorffplatz, 14.03.2019. Foto: Carina Krieger.

Der Sticker zeigt eine schwarz-weiß-Fotografie eines zur Seite und an den Betrachter\*innen vorbei schauenden Mannes mittleren Alters, der Hemd und Pullunder trägt und bis zur Brust abgebildet ist. Sein durch den ins Leere gehenden Blick und den entspannt daliegenden Mund neutraler bis unglücklicher Gesichtsausdruck, wird kontrastiert von einer Clowns-nase, die mit einem um den Kopf laufenden Gummiband auf seiner Nase fixiert ist. Im unteren Viertel steht zweizeilig in Majuskeln die Frage: *Bist du der Mensch den du heiraten würdest?*

Der Mann auf dem Foto symbolisiert einen Zwiespalt: Durch die Clowns-nase wird er oberflächlich stilisiert mit Attributen der Fröhlichkeit. Sein Gesichtsausdruck wie auch die Schwarz-weiß-Färbung des Bildes sprechen für das Gegenteil. Die Beziehung des Bildes zum Text ist exemplarisch-supplementär: Der gezeigte Mann steht exemplarisch für einen Menschen, der hier mit *der Mensch* gemeint sein könnte und der mit seiner Situation unzufrieden ist. Das Motiv des nicht lustigen Clowns erzeugt disparate Effekte und eine Stimmung des Nicht-Einklangs.

Das Text-Element ist eine hypothetische Entscheidungsfrage, die sich über das Personalpronomen *du* direkt an den Rezipienten/die Rezipientin richtet. Sie ist aufgeteilt in einen Hauptsatz in der ersten Zeile und einen Relativsatz



in der zweiten. Als unbeantwortete Frage hat sie stark aktivierendes Potential, insofern sie eine Antwort relevant macht oder fordert.

Auf inhaltlicher Ebene liegt das irritative Moment der Frage in der untypischen reflexiven Verwendung von *heiraten*: Sie fragt im Duktus eines „Was wäre wenn“ nach dem Willen zur Selbst-Heirat, was insofern paradox ist, als eine Heirat stets zwischen zwei distinkten Personen vollzogen wird. Heiraten als Frame ruft Verknüpfungen zu den Konzepten der Liebe, des Ewig-Zusammenseins und der gegenseitigen Bejahung auf. So wird der Handlungszusammenhang „Heiraten“ operationalisiert als Reflexionshorizont für die Frage nach der Bejahung der eigenen Person und der eigenen Handlungs- und Lebensweise. Der im Hintergrund gehaltene deontische Subtext könnte lauten: Man sollte sich so verhalten und sein Leben so gestalten, dass man ein Mensch ist, den man, von außen betrachtet, auch selbst gerne heiraten würde. Diese Verhaltens- oder Reflexionsregel wird erst ‚über drei Ecken‘ erschließbar und erfordert den Schritt einer Selbstbewertung vom generalisierten Anderen (vgl. Mead 2013) her.

Der Sticker ruft keine Norm auf, sondern evoziert ein allgemeines Sichselbst-in-Frage-Stellen. Er zeichnet sich gerade dadurch aus, gänzlich offen und sozusagen gegenstandslos zu sein, wodurch er eine stark aktivierende Funktion hat. Er lässt den Rezipienten/die Rezipientin gewissermaßen in jene Leere laufen, in der Raum entsteht zur Selbstreflexion.

Dennoch bringt auch er eine gewisse Unordnung ins Spiel. Sowohl das Bild als auch die intendiert verdrehte Anwendung des Heiraten-Konzepts generieren Disparitäten, die hier aber produktiv als Strategien der Anregung zur Selbstreflexion eingesetzt werden. Zwar wird diese nicht auf eine gesellschaftliche Norm angewandt, die es zu verschieben gälte. Aber die Irritation ist darum nicht gegenstandslos. Der Gegenstand der Irritation ist das Du. Ein klarer Sinn lässt sich der Frage nicht entnehmen, auch keine klare Stoßrichtung in Form eines erzielten Produkts oder Ergebnisses. Erzielt werden soll schlicht die Reflexion der Annehmbarkeit des eigenen Selbst. Dieser Sticker führt anschaulich den offenen Effekt vor Augen, den Blisset/Brünzels (2001) der Kommunikationsguerilla zuschreiben: dass hier nämlich kein „Frontalangriff auf die eigene Identität“ ausgeführt wird, sondern, dass das Kommunikat fungiert „als genußversprechendes Angebot, sich auf gedankliches Neuland einzulassen“ (ebd.: 8). So gelingt diesem Sticker eindeutig ein Guerilla-Akt, auch wenn dabei kein genuin störender und klar normkritischer Pfad semiotisch erkennbar wird.

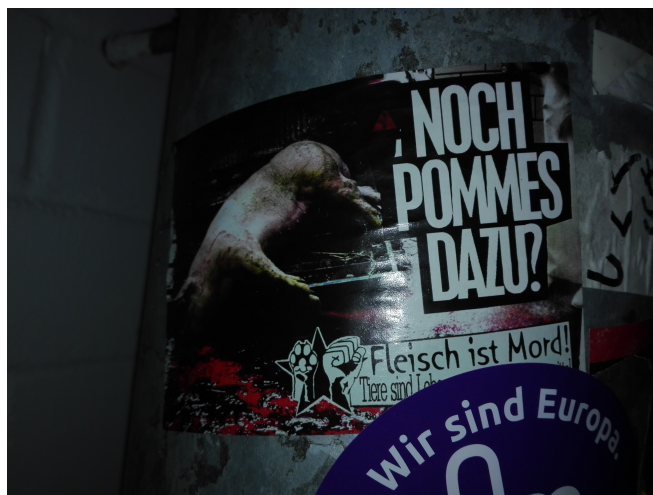


Abbildung 9: Sticker: *Noch Pommes dazu?* Heidelberg Plöck, 26.04.2019. Foto: Carina Krieger.

Dieser semiotisch recht komplexe Sticker, der sich für vegane Ernährung einsetzt, arbeitet mit einer Kombination aus einem Schock-Bild und einer Frage. Auf der linken Stickerseite ist eine realistische Darstellung eines leblosen, liegenden etwas schmutzigen Schweins zu sehen, das in einer roten Blutlache liegt. Rechts daneben steht: *Noch Pommes dazu?* Und darunter: *Fleisch ist Mord! Tiere sind Lebewesen – keine Lebensmittel.*

Hier interessiert mich insbesondere die Entfaltung einer Kritik oder Sinn-Verzerrung durch eine ironisch aufzuschlüsselnde Bipolarität zwischen Bild und Text.

Die Frage *Noch Pommes dazu?* fungiert hier als Kontextualisierungshinweis und bringt die Gesamtaussage des Stickers in Zusammenhang mit Ernährung und Konsumverhalten. Erst durch *Noch Pommes dazu?* wird aus dem toten Schwein verzehrbare Fleisch. So interagiert die Frage sowohl mit dem Bild als auch mit den Betrachter\*innen: Das Bild wirkt als Supplement und als Komponente, die die Referenz des *dazu* klärt. Das deiktische Adverb *dazu* bildet hier also den verbalen Kern der Verknüpfung zwischen Bild und Text, indem es die Suchaufforderung ‚wozu?‘ in Auftrag gibt. Daneben wird die Interaktion nach ‚außen‘ mit den Betrachter\*innen durch das Frageformat initiiert. Dabei handelt es sich um eine rhetorische Frage, die nicht auf eine Antwort hin ausgerichtet ist. Vielmehr erwirkt sie neben ihrer Adressierungsfunktion das Aufrufen eines prototypischen Kontextes des Fleischkonsums. *Noch Pommes dazu?* ist eine typische Phrase aus dem Bereich der Theken-Konversation im Fastfood-Laden. Die Konstruktion ist weitläufig bekannt und schafft einen soliden Rahmen für das Aufrufen des Wissensbestands um das Script eines Fastfood-Laden-Besuchs. Eine makabere Wirkung wird dadurch erzeugt, dass die Phrase für gewöhnlich im Zusammenhang mit einer appetitlichen Situation

geäußert wird, die gezeigte Szene dagegen aber gerade nicht appetitlich ist. Ironisch verkehrt wird hier der Angebotscharakter, der die Frage in ihrer üblichen Verwendung auszeichnet. Eine strikte Umkehrungslogik ist hier allerdings nicht am Werk – und dadurch gewinnt der Sticker seine kritische Kraft: Nicht etwa das Gegenteil eines – sagen wir – Schnitzels wird gezeigt, sondern das Schnitzel in einem Vorzustand – als ganzes Lebewesen – wird angeboten. Dieser reale Vorher-Zustand wird ungeschönt in seiner Schmutzigkeit und als Kadaver in Szene gesetzt und in Verbindung gebracht zum erwarteten und aufgerufenen Konsumgegenstand Schnitzel. Durch die ironische Verknüpfung des Konsumkontexts mit dem Schockbild von Fleisch im noch nicht verzehrfertigen Zustand bzw. als Kadaver wird Ekel und Ablehnung hervorgerufen.

Der Text im rechten unteren Sticker-Bereich erklärt dann den Hintergrund der Motivik, indem er auf den Gegensatz zwischen Lebewesen und Lebensmittel hinweist. In diesem Gegensatz wiederholt sich die transsemiotische Symbolik, die den Gegensatz von einem Kadaver als ‚(fehlgebrauchtes‘) Lebewesen und einem Schnitzel als ‚(fehlgebrauchtem‘) Lebensmittel indirekt hervorbringt. Mit der Aussage *Fleisch ist Mord!* wird die über das Bild eines leblosen Körpers, der in seinem Blut liegt, etablierte Konzeptualisierung als Mord-Szenario unterstützt.

Was sind hier also sprachliche Mechanismen, die im Dienste der Kritik oder eines Störens eingesetzt werden? Irritation ruft die ironische Kombination von Text und Bild hervor, die auf einer Script-basierten Erwartungserzeugung und deren Enttäuschung beruht. Der unkämpfte Gegenstand wird dabei klar genannt und ist die Konstante, die trotz der ironischen Verzerrung tatsächlich gemeint bleibt, auch wenn hier auf unterschiedliche Zustände und sozusagen Konzeptualisierungen abgehoben wird: Das Fleisch, das Lebewesen, das Schnitzel, der Kadaver. Diese Konzepte werden vor dem Horizont einer Norm des Konsums in Verwirrung gebracht.

### 4.3 Wiederholung/Musterhaftigkeit

Die nächsten Analysen widmen sich einigen rekurrenten Stickern, die sich berufen auf ein Ursprungssymbol und insofern in besonderer Weise Wiederholungen darstellen.

Ich interessiere mich dabei für mögliche semantische Vererbungsmechanismen, für Muster in der Abweichungen bei Variationen, außerdem für die Frage, ob und wie Stören dabei indiziert wird und auf welcher Ebene dieses ‚stattfindet‘.

Wie wirkt sich die Musterhaftigkeit und Konventionalisierung eines Designs aus auf die Botschaft, die transportiert wird, und wie wird etwas Ursprüngliches dabei allein durch das Design mit aufgerufen? Welche Stör-Qualitäten

werden durch die Erinnerung an ein Design/einen Diskurs/eine Kritik potentiell freigesetzt?

### 4.3.1 Der saliente Satz als Diskurs-Position: Atomkraft – nein Danke

Einige Sticker bedienen sich salienter Muster, die in einer neuen Realisierung aufgerufen und teilweise überschrieben werden. Am Beispiel des Satzes „Atomkraft – nein danke!“ zeigt Katharina Jacob (2016), wie ein salienter Text in sich Agonalität erzeugt und wie er, auch als salientes Text-Bild-Muster, als variierte Figur „im diskursiven Zusammenhang auch als methodischer Anker diskursiver Streitpunkte fungieren kann“ (Jacob 2016: 350), sowie ein Verbindungsformat für interdiskursive und interkulturelle Diskursverknüpfung darstellt. Sie begreift die ursprüngliche Funktion des Zeichen-Komplexes als symbolische Identitätsstiftung (vgl. ebd.: 343). Durch das Zitieren und musterhaft Gebrauchen des Symbols im Diskurs, wurde es immer wieder aktualisiert oder mit Variationen überschrieben (vgl. ebd.: 344). Jacob beobachtet, dass die grammatische Musterhaftigkeit und die Musterhaftigkeit der „strukturelle[n] Anordnung des Text-Bild-Gefüges“ (ebd.: 350) bewahrt bleibt bei Variationen der Positionierung (pro/contra), des Themas und der Sprachlichkeit. Auch bei meiner Datenerhebung begegneten mir einige Sticker<sup>17</sup>, die das Design salient gewordener Muster kopierten und variierten. Die drei folgenden Varianten des „Atomkraft – nein danke!“-Gefüges geben dazu ein erstes Beispiel:



Abbildung 10: Der saliente Satz *Atomkraft? - Nein Danke* in drei Ausführungen (von links nach rechts): Das Primär-Motiv (Bildquelle Wikipedia: [https://de.wikipedia.org/wiki/Atomkraft%3F\\_Nein\\_danke](https://de.wikipedia.org/wiki/Atomkraft%3F_Nein_danke), abgerufen am 29.06.2019); Sticker: *Kraft? - Nein Danke*. Heidelberg Altstadt, 27.02.2019. Sticker: *Atomkraft? - Nein Katze!* Heidelberg Altstadt Toilettenpapierspender, 26.02.2019 Foto: Franziska Saur. Sticker: *Umwelttechnik – Ja bitte*. Mannheim Marktplatz, 12.03.2019. Foto: Carina Krieger.

<sup>17</sup>Bei diesen salienten Sätzen und Designs handelte es sich neben dem *Atomkraft? Nein Danke*-Gefüge um den Slogan *Kein Mensch ist illegal* sowie das *Run DMC*-Bandlogo.

Ohne an dieser Stelle eine zu dezidierte Analyse der Sticker anstellen zu wollen, kann man festhalten, dass sie alle über Design oder Design-Elemente sowie grammatische Merkmale wie Antwortpartikeln (*ja/nein*) oder fakultativ die Höflichkeitspartikeln (*danke/bitte*) als Zitate des Ursprungssymbols (ganz links zu sehen) zu erkennen sind.

Der rechte Sticker zeigt die stärkste Abweichung vom Original und ist in seiner Optik nur noch eher entfernt, dafür stärker thematisch an das Ausgangssymbol rückgebunden. Der Sticker wirbt für das Studium der Umwelttechnik an der Ostbayerischen technischen Hochschule Amberg-Weiden. Tragende Elemente der Analogie stellen der zentrale und personifizierende Smiley, Struktur und Position des Textes und die Höflichkeitsfloskel *ja bitte* dar. Das Bildelement ist nicht eine Sonne, sondern ein abstraktes Windrad, das, analog zur heiteren Sonne im Original, als lachender Smiley stilisiert wird. Über die Nähe zum salienten Vorbild wird der Sticker kontextualisiert als zugehörig zur Diskursposition der Atomkraftgegner. Der dabei greifende Wiedererkennungseffekt und die Positionierung werden als werbende Strategien operationalisiert.

Jacob (2016) stellt in ihrer mediendiskurslinguistischen Arbeit fest, dass die Variation des Themas dafür spricht, dass „[d]er saliente politische Satz [...] einen Bezug her[stellt] zu anderen Diskursen. Der benachbarte Umweltdiskurs ist für diese interdiskursive Variation besonders auffällig.“ (Jacob 2016: 346) Zu dieser Beobachtung passt die werbende Botschaft des *Umwelttechnik*-Stickers, nicht aber der Katzen-Sticker. Dieser führt eher weit vom Thema weg, insofern er vermeintlich eine Themenersetzung anbietet. Er wirkt humoristisch, indem er eine weit hergeholte Alternative zur Atomkraft anbietet, statt diese nur höflich abzulehnen, wie das im Original sprachlich geleistet wird. Der sonst menschliche Smiley in der Sonne wird als Katzensmiley variiert. Mit dieser humoristischen Überschreibung wird interessanterweise dennoch die Positionierung gegen Atomkraft transportiert. Variationen als Ersetzungen auf der Ebene der Höflichkeitsfloskel werden von Jacob nicht beobachtet; Diese bedeutet einen markierten Bruch mit der ursprünglichen Form und macht den Sticker so zu einer besonders originellen Variation.

Auch der Einsatz der *Atomkraft – nein danke*-Symbolik auf dem Sticker der Satirepartei „Die Partei“ verfolgt werbende Absichten. Die Zuordnung zu einer Positionierung wird hier zu satirischen Zwecken versperrt und unmöglich gemacht. Die Tilgung des *Atom* im Frage-Lexem führt zu einer thematischen Entkopplung vom originalen Thema der Atomenergie und macht eine Rückbindung an den Energiewende-Diskurs nicht mehr tragfähig. Hier wird die bloße Zitathaftigkeit vorgeführt und diese zum Zweck der Satire ad absurdum geführt. So löst der Sticker seine werbende Absicht für die Satire-Partei erfolgreich ein

und zwar, indem er gerade die ursprüngliche Funktion einer Positionierung auflöst.

Diese kurzen vergleichenden Betrachtungen sollten insbesondere mögliche Abweichungen von Stickerrealisierungen zu anderen, dem Mediendiskurs näher stehenden Ausführungen von Überschreibungsformen der salienten Symbolik skizzieren. Dabei wurde deutlich, dass die diskursive Stoßrichtung bei den Stickern weniger klar gezeichnet ist und die Abweichungen vor allem kreativ, weniger diskursthematisch sind. Dennoch werden auch hier saliente Muster aufgegriffen, wiederholt und mit ihnen Erinnerungspraktiken installiert.

Hier lässt sich vor allem die Dynamik der kopierenden Iteration beobachten. Es entsteht eine besondere Wirkung daraus, dass Strukturen kopiert oder zitiert werden, und zugleich auf verschiedensten Ebenen variiert werden können. Am Beispiel *Atomkraft – nein danke* wurden hier vor allem Formen parodistischer Aneignung behandelt, die das Motiv weniger mit einem kritischen Impetus kopierten, sondern die Botschaft stets weiter affirmierten bzw. entleert haben, aber sie nicht verkehrt haben dadurch. Sowohl *Atomkraft – nein Katze*, wie auch die Verwendung des Symbols als satirische Umarbeitung mit rein werbendem Zweck legen keine ernsthafte neue Interpretation zu Grunde. Eine Wiederholung kann also auch umformend sein, ohne störend zu sein. Dann ist sie rein zu humoristischen oder werbenden Zwecken eingesetzt und verschiebt den Kontext nicht auf einer Norm-Ebene, sondern wandelt die Interpretation ab zu diskursexternen Zwecken der Aufmerksamkeitsgenerierung durch Überraschung oder Werbung. Die agonale Semantik, die das symbolische Gefüge in sich trägt, wird mit kopiert und nicht (kritisch oder verschiebend) tangiert.

### 4.3.2 Das universelle Design: Das RUN DMC-Meme

Aufgrund des häufigen Vorkommens von verschiedenen Varianten des run-DMC-Logo-Memes<sup>18</sup> will ich dieses hier nicht unbeachtet lassen. Außerdem führt es an dieser Stelle gut vor Augen, wie, anders als beim *Atomkraft? – nein danke*-Gefüge, ein unpolitisches Design genutzt wird als Basis für ein Meme, das in seiner Botschaft dann, je nach Sticker, politisch werden kann.

Gunder (2010: 6) definiert als Kriterium für Memes: „[...] for something to be a meme, it has to be simple enough to be conveyed to others easily.“ Dies trifft auf das Run-DMC-Design wie auch auf das *Atomkraft? – nein danke*-Motiv zu. Dass Memes zitatarartig funktionieren, insofern ein Meme auf ein Original-Bild oder -Design wiederholend verweist, beobachten Piegsa/Grünwald-Schukalla

---

<sup>18</sup>Unter <https://dmpics.tumblr.com/> findet sich eine von Lorenz Grünwald-Schukalla und Georg Fischer zusammengestellte Sammlung des Meme-Stickers in über 500 Variationen des Logos.

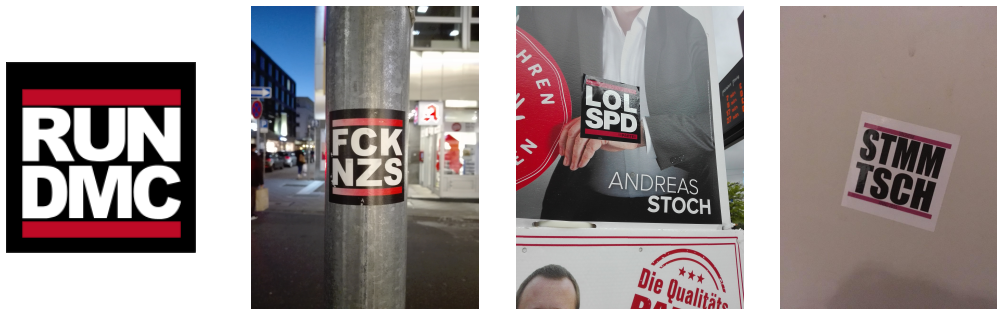


Abbildung 11: Ein Meme auf Basis des Logos *Run DMC* in drei Ausführungen (von links nach rechts): Das Primärmotiv *Run DMC* (Bildquelle: Wikipedia: [https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Run-DMC\\_Logo.svg](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Run-DMC_Logo.svg)) abgerufen am 31.05.2019). Sticker: *FCK NZS*. Mannheim F1, G2, 15.02.2019. Foto: Carina Krieger. Sticker: *Lol SPD*. Heidelberg Bismarckplatz, 11.05.2019. Foto: Carina Krieger. Sticker: *STMM TSCH*. Heidelberg Altstadt Öffentliche Toilette, 25.02.2019. Foto: Franziska Saur.

(2018). Anders als beim Zitat, wird das Zitierte durch das Meme aber semantisch verändert. Das Meme stellt eine Variante dar, mit der eine Anpassung „an den eigenen Kontext, die aktuelle Situation, die eigene Identität“ einhergeht (Grünewald-Schukalla 2018: 2); das neue Kommunikat wird durch diese „Meme-Praxis“ (ebd.) ein ‚Eigenes‘. Im Fall der aufgeführten Sticker wird das Run-DMC-Design von zwei roten Strichen, die die sechs weißen Lettern auf zwei Zeilen nach oben und unten abschließen, übernommen. Die Farbigkeit des Hintergrunds, der Buchstaben, wie teilweise auch der Balken kann variieren. Etabliert hat sich die Tilgung der Vokale, um die logo-typische Kürze zu erreichen. Durch Buchstabenaustausch kann jeweils ein neuer Inhalt kommuniziert werden. Indem diese Sticker gleichzeitig ein schlichtes Design sowie eine „kulturell geprägte Wiedererkennbarkeit“ und nicht zuletzt typische Warnschildfarben aufweisen, erzielen sie einen stark aufmerksamkeitsleitenden Effekt (ebd.: 6). Aufgrund dieser Eigenschaften eignet sich das Run-DMC-Logo sehr gut als Vorlage für ein Meme. Das Design hat durch seinen Gebrauch als Meme eine Umwertung erfahren und sich dabei in seinem Konventionalitätsstatus verändert: Eine solche Entwicklung verläuft nach Felder/Mattfeldt (2015: 118) „vom Entstehen eines Bildzeichens über den Gebrauch, die Habitualisierung und die Konventionalisierung hin zur Stereotypisierung“. Die Variationen der Sticker sind darum besonders aufmerksamkeitswirksam, weil mit ihnen zunächst der Kontext eines bereits habitualisierten Bildzeichens aufgerufen wird, der als vertraut gilt und darum quasi einfach zu lesen ist. Das zur Konvention gewordene Bild oder Design wird dann erwartungswidrig gebrochen durch einen veränderten Parameter.



Besonders rekurrent ist die Verwendung *fck xxx*<sup>19</sup>, mit der die Ablehnung einer bestimmten Partei oder Gruppierung oder eines Sachverhalts ausgedrückt wird. Der Ablehnungsmarker *FCK* steht für „fuck“, das hier imperativisch eingesetzt wird. Hier wird eine Agonalität ins Spiel gebracht, die dem Original-Logo nicht inhärent war, und die, wie der STMM TSCH-Sticker zeigt, auch nicht ein festes Merkmal für Aneignungspraktiken darstellt. Letzterer, der nur ein singuläres Wort (vermutlich: *Stammtisch*) transportiert, ruft keine kritische Lesart hervor.

Bezüglich einer störpraktischen Reflexion scheint hier auffällig, dass es keine bereits semantisch geprägte Ursprungsform gibt, die inhaltlich irgendeine Vorgabe machen würde. Insofern eine inhaltlich-kritische Restriktion hier völlig wegfällt, ist das Wissen um die Rückbindung an gerade dieses Logo zum Verständnis der variierenden Sticker nicht notwendig und wird vom Rezipienten/von der Rezipientin auch nicht gefordert. Das Design hat sich so quasi verselbständigt. Dennoch ist eine Tendenz erkennbar, dieses Design zum Zweck der Ablehnung zu nutzen.

### 4.3.3 Kritik durch Negation: Kein Mensch ist illegal



Abbildung 12: Der Slogan *Kein Mensch ist illegal* in drei Ausführungen (von links nach rechts): Das Original-Motiv: *kein mensch ist illegal* (Bildquelle: Wikipedia [https://de.wikipedia.org/wiki/Kein\\_mensch\\_ist\\_illegal](https://de.wikipedia.org/wiki/Kein_mensch_ist_illegal), abgerufen am 29.06.2019). Sticker: *kein mensch ist illegal*. Heidelberg Weststadt, 02.06.2019. Foto: Carina Krieger. Sticker: *Klimaschutz ist kein Verbrechen*. Köln. Foto: Franziska Saur. Sticker: *tiere sind keine ware*. Heidelberg Altstadt Marstall Damentoilette. Foto: Carina Krieger.

Eine Design-Zitation ist auch für das Logo *kein mensch ist illegal* (*kmii*) festzustellen, das ähnlich wie das *Atomkraft? – nein danke*-Gefüge als Leitmotiv

<sup>19</sup>Signifikant häufig sieht man diese Form des Stickers mit der Füllung AFD an zweiter Stelle. Die Ablehnung der Partei Alternative für Deutschland per Sticker ist auch darüber hinaus sehr produktiv und wird realisiert in unterschiedlichsten, kreativen, aber meist recht eindeutig ablehnenden Symboliken und Designs. (Siehe dazu: Anhang 4: Ablehnung der AfD)



einer politischen, hier der antirassistischen Bewegung und so als Komprimierung einer Diskursposition fungiert. kmii geht auf eine Aussage des Holocaustüberlebenden Elie Wiesel zurück<sup>20</sup> und bildete den Slogan für ein Netzwerk, das sich 1997 auf der documenta X in Kassel formierte. Als gestalterische Elemente des Stickers sind die Rahmung und das Linienraster sowie die leichte Rechtsversetzung der Worte auf der ersten und der dritten Zeile zu nennen. Signifikant ist außerdem, dass die Lettern zu den Linien unter ihnen etwas Luft haben, während die längeren Schriftkörper mit der jeweils über ihnen liegenden Linie verbunden sind. Die Schriftform ist einheitlich und alle Worte sind klein geschrieben. Auf jeder der vier Zeilen steht ein Wort. Die Schriftkörper und die Linien haben eine weiße Farbe, der Hintergrund ist schwarz. Orange-Schwarze Variationen sind typisch.

Die hier aufgeführten Überschreibungen sind durch das Linienraster, die vierzeilige Anordnung sowie die dementierende Aussagelogik deutlich erkennbar als Aktualisierungen des salienten Symbols. Beide weichen in ihrer Farbigkeit sowie ihrem Aussagegehalt vom Original ab. Der Klimaschutz-Sticker variiert, indem er Majuskeln verwendet, sowie in der Lexem-Versetzung (vermutlich aufgrund des Umfangs des ersten Schriftzeichens, das eine Rechtsversetzung nicht zulässt). Der Tierschutz-Sticker verbindet seine Lettern mit den Unterlinien statt wie im Original mit den darüber liegenden.

Auch grammatisch funktionieren die Variationen etwas anders als das Original. Bringt man den kmii-Satz in eine aussagenlogische Form, lässt sich dieser Unterschied gut verdeutlichen. Das (vereinfachte) Prädikationsmuster der *kmii*-Sticker wäre demnach:  $\neg (x \text{ ist } y)$ , wobei  $y$  im *kmii*-Sticker durch ein Adjektiv (*illegal*) besetzt ist. Bei den angegebenen Variationen hingegen wird diese Stelle durch ein Prädikatsnomen (*Verbrechen/Ware*) ausgefüllt. Zwar werden in allen drei Fällen zwei Komponenten aufgerufen, die in ein disparates Verhältnis zueinander gesetzt werden. Aber die Variationen drücken jeweils eine Nicht-Identität aus, während der *kmii*-Sticker eine Zustandsbehauptung zurückweist.

Ein weiterer Unterschied betrifft die Voranstellung des Negationsartikels in *kmii*. Diese bedingt, dass nicht nur die Aussage *Menschen sind illegal* negiert wird, sondern dass die Existenzaussage *Es gibt Menschen, die illegal sind* negiert wird:  $\neg (x \text{ ist } y)$ . In dieser Logik des ‚Das-gibt-es-nicht‘ drückt sich eine Sprachkritik aus, die markiert, dass eine Benennung und damit Klassifizierung von Menschen als illegal nicht korrekt ist.<sup>21</sup> Illegal-Sein wird

<sup>20</sup>Wörtlich sagte Elie Wieser: „Ihr sollt wissen, daß kein Mensch illegal ist. Das ist ein Widerspruch in sich. Menschen können schön sein oder noch schöner. Sie können gerecht sein oder ungerecht. Aber illegal? Wie kann ein Mensch illegal sein.“ (zitiert nach dem Netzwerk kmii Köln: <http://www.kmii-koeln.de/manifest-1997> abgerufen am 28.05.2019)

<sup>21</sup>Die Bundeszentrale für politische Bildung setzt sich mit der Schwierigkeit dieser fehlliten-

in diesem Gebrauchskontext als ein ungültiges Prädikat ausgewiesen. Diese Effekte werden vor allem durch die Logik der Negation fundiert. Negationen sind intentional; sie beziehen sich auf Aussagen. So ist, die Negation von etwas zu behaupten, nur sinnvoll, wenn das Gegenteil auch möglich ist oder relevant ist. Etwa festzustellen: „Kein Hund ist ein Pferd“, ist nicht sinnvoll, da das Gegenteil der Negation, sprich die positive Existenzaussage „Es gibt Hunde, die Pferde sind“, nicht vertreten wird bzw. keine Realität hat. Eine Negationsaussage ist nur dann wahr, wenn sie sich auf eine falsche Aussage bezieht. Durch die Negation in *kmi* wird, insofern sie beansprucht wahr zu sein, eine gängige Bezeichnungs- oder Konzeptualisierungspraxis (hier das Reden von „illegalen Menschen“) aufgegriffen als falsche Aussage.

Der Sticker richtet sich gegen eine (sprachliche) Norm und greift damit auch eine Denknorm bzw. eine Konzeptualisierung an. Diesem Beispiel folgen die oben aufgeführten Transkriptionen des Musters ebenfalls. Durch die Parallelität in Design und Grammatik wird mit ihnen ein intertextueller Bezug hergestellt. Dabei wird performativ eine Musterhaftigkeit der Kritik als Stör-Duktus wieder aufgerufen und ihr Inhalt variiert. Diskurslinguistisch perspektiviert könnte man auch von einer Macht des *kmi*-Designs sprechen, das neue Akteur\*innen mit neuen, anderen Interessen adaptieren und gleichsam die diskursive Macht erben, die ihm eigen ist, und diese umleiten auf die von ihnen vertretenen Werte und Anti-Konzepte. Ein parodistischer Effekt bleibt aus, vielmehr wird der kritische Impetus als kopierter und als Kontextualisierungshinweis auf ein neues Thema angewandt. Allen drei Stickern ist eigen, dass sie Fehlkonzepualisierungen einklagen.

### 4.3.4 Wiederholung und Musterhaftigkeit:

#### Zwischenfazit

Die Gemeinsamkeit der behandelten Sticker-Reihen scheint neben ihrer Serialität darin zu bestehen, dass sie sich gegen etwas aussprechen (mit Ausnahme der unkritisch gebrauchten *Run-DMC*-Varianten), also eine allgemein negative Logik ausführen, die sich auch sprachlich manifestiert. Damit stellen sie alle Formen der (negativen) Positionierung dar. Sie rekurrieren jeweils auf eine saliente Symbolik oder ein salientes Design. Aber diese Wiederholungen folgen je einer unterschiedlichen funktionalen Typik. Während die *Atomkraft? – nein danke*-Variationen jeweils die Primärsituation reaktualisieren und so über ihre

---

den sprachlichen Klassifizierung von Migranten kritisch auseinander: <https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdoessiers/179675/einleitung> abgerufen am 31.05.2019).

semiotische Gestaltung einen verdichteten Diskurs mit aufrufen<sup>22</sup>, fällt diese Ebene bei den *Run-DMC*-Vertretern gänzlich weg. Die Primärsituation der Verwendung des Designs trägt dort keinerlei Diskurs- oder Kritik-Inhalte. Das *kmi*-Motiv wiederum ist zwar deutlich diskurskritisch, wird in seinen Variationen aber thematisch abgelöst und die Inhalte der Primärsituation werden quasi gelöscht bei einer Beibehaltung des kritischen Duktus, den diese bereitstellt. Es zeigen sich hier verschiedenen Dynamiken der Wiederholung, die unterschiedliche Foki setzen. Wiederholungen mit Fokus auf: Diskursposition (als Inhalt), Design (als Meme-Basis) oder Kritik-Duktus (als Argumentations-Folie oder -Fußstapfen).

Ein wesentlicher Unterschied auf der Ebene der Sprachhandlung lässt sich ausmachen zwischen den *Atomkraft – nein danke*-Zitationen und den ablehnenden Vertretern der *Run-DMC*-Stickern einerseits und der *kmi*-Semiotik andererseits. Erstere sind Formen sprachlicher Ablehnung, während ich zweitere fassen will als Vertreter eines (Sprach-)Normen-Dementi. Ablehnung, ganz im Sinne eines von „Wir-Hier gegen Die-Da“ (Warnke 2013: 214), wird hier sprachlich markiert durch die Höflichkeitspartikel *nein danke* oder die imperativisch eingesetzte Formel *FCK xxx*<sup>23</sup>. So wird eine Agonalität gesetzt, die sich gegen eine distinkte andere Diskursposition richtet, indem sie auf diese referiert und im Zuge einer reaktiven oder überschreibenden Semiotik einen Kontext der Ablehnung schafft. Diese Ablehnung als Anti-Position etabliert eine Art Anti-Ordnung. Die Ablehnung sagt: „Das wollen wir nicht.“

Das Dementi hingegen sagt: „Das gibt es so nicht“. Es funktioniert nach der Logik einer Negation, die sich nicht unmittelbar auf eine Diskursposition bezieht, sondern eine Norm oder einen Grundsatz (der fakultativ stellvertretend für eine Diskursposition stehen kann) als falsch deklariert und die Norm so demaskiert.

<sup>22</sup>Damit will ich nicht behaupten, dass bei salienten Gefügen der Ablehnung nicht auch ein Ablehnungs-Duktus bei neuer thematischer Fokussierung übernommen werden könnte. Jacob (2016: 348) fasst solche Variationen, bei denen ein neues, aber benachbartes Thema in das pragma-semiotische Schema der Primärsituation eingepasst wird, als „Interdiskursive Variation“. Dass das Gefüge zum völlig vom Anti-Atomkraft-Diskurs abgekoppelten, nicht diskursiv kontextualisierbaren Zweck umgeschrieben werden kann, zeigt der (stark vom Ursprungsdiskurs abstrahierende) Sticker „Hirnkraft? - Nein danke“ (vgl. Anhang 5: Hirnkraft? - Nein Danke!).

<sup>23</sup>Andere Formen der Ablehnungs-Symbolik sind mir begegnet als Durchstreichungen (siehe Anhang 4), als (Variationen von) Aufforderungen (siehe Anhang 6: Abb. 9–11) oder transportiert durch die Konstruktion *Kannste schon machen, aber dann [Kopula] [Subj] halt [negativ besetztes Adjektiv]*, z.B.: *AfD wählen? Kannste schon machen, aber dann biste halt unsozial* (siehe Anhang 6: Abb. 13). Wie oben bereits erwähnt kann die Ablehnung auch über die Praktik des Überklebens medial verankert werden (vgl. Kapitel 4.1). Und auch für das entgegengesetzte Phänomen der Versprachlichung von Befürwortung/Aufwertung/Affirmation ließen sich diverse Belege mit unterschiedlichen medialen Markierungen angeben. Die nähere Auseinandersetzung mit derlei vielfältigen pragma-semiotischen Konturierung der Sprachhandlung des Ablehnens oder Befürwortens durch Sticker wäre wohl noch eine neue wissenschaftliche Untersuchung wert.

Das sprachliche Negieren wirkt dabei als ein dekonstruktiver Eingriff in die Konzeptstruktur. Anders als die sprachlichen Ablehnungshandlungen operiert das Dementi nicht (direkt) auf der Ebene der Sachverhaltsbewertung, sondern auf der Faktizitätsebene. Etwas als falsch zu deklarieren, heißt, es als für eine Bewertung untauglich auszuweisen, indem man sein Zutreffen bezweifelt.

Das Dementi leistet damit eine Korrektur gewissermaßen und deklariert etwas Bestehendes (die Verwendung des Terminus *illegaler Mensch*) als falsche Struktur, etwas Altes wird bestritten, sodass dort, wo dieses Alte war, eine Leerstelle entsteht. Auch geht damit ein Ablehnungsvorgang einher; das Dementi etabliert, als gegen dieses Alte gerichtet, eine Positionierung, die aber nicht im Zuge einer klaren Gegnerschaft konstituiert wird, sondern als Bezweiflung einen inhaltlich kritischen Ankerpunkt aufweist<sup>24</sup>. Die speziell störende oder kritische Komponente der *kmii*-Sticker und -Variationen liegt darin, dass diese Art der Positionierung eine Unordnung etabliert, eine Dissonanz aufruft und einen Normbruch vollzieht. Eine ähnliche Unterscheidung stellen Blissett/Brünzels (2001: 53) an, wenn auch sie sich dafür stark machen, dass Kommunikationsguerilla nicht darauf ausgerichtet ist, schlicht klare Positionen einzunehmen:

„Kommunikationsguerilla ist [...] nicht Strategie, sondern Taktik. Ihr Ziel kann es nicht sein, Positionen um jeden Preis zu behaupten. Vielmehr liegt ihre Stärke darin, beweglich zu sein und immer neue Überlegungen anzustellen, wie Vereinnahmungsversuche wieder durch weitere Aktionen ad absurdum geführt werden können.“

Das Ziel eines solchen kommunikativen Störens ist folglich nicht ein klar umgrenzter neuer Zustand. Es gibt zunächst keine konkrete Lösung, sondern die Instandsetzung des Problems als zugängliches Konzept und das Schaffen eines (Normen-)Problembewusstseins. Und dieses wird erreicht durch taktische Mechanismen der Verwirrung eines zuvor ‚gut Denkbaren‘. Mit der Ablehnung einer Diskursposition schärft man die Zugehörigkeit zur Anti-Position und definiert deren Profil, verwirrt damit aber keine Denkformationen. Die Strategie der Ablehnung ist also zu trennen von der Taktik der Verwirrung und des Zurückweisens von Denkgewohnheiten. Dieser Unterschied zwischen (diskursiver) Positionierung (als Ablehnung) und Norm- bzw. Denknormen-Kritik sollte durch den Vergleich von Beispielen herausgestellt werden.

<sup>24</sup>Zumal auch das Dementi *kmii* insofern klar zur Etablierung einer Position beiträgt, als es als Sinnspruch oder Slogan einer antirassistischen Diskursposition fungiert und somit für das betreffende Thema einen ähnlichen diskursiven Stellenwert haben dürfte wie *Atomkraft? – nein danke*.

## 4.4 Bruch mit dem (Sinn-)Bildlichen: Energiewende



Abbildung 13: Sticker: *Energiewende*. Heidelberg Altstadt Hauptstraße, 27.02.2019. Foto: Carina Krieger.

Auch dieser Sticker wurde auf einem Laternenmast angebracht. Diesmal ist das Bild, das den Schattenriss eines Windrads vor einem blass lila Hintergrund sowie einige Vogel-Silhouetten im Flug zeigt, die bestimmende semiotische Modalität des Stickers. Zentriert im unteren Bildbereich steht in weißer Schreibschrift auf schwarzem Grund „Energiewende“. Der Text-Bestandteil besteht also aus einem einzelnen substantivischen Lexem als Schlagwort (vgl. Hermanns 1994). Der runde Sticker wird von einem schwarzen Streifen umrandet, auf dem im linken oberen Bereich auf die politische Institution „Alternative Jugend“ sowie deren Internetpräsenz verwiesen wird. Die nicht-fotographische Darstellung ist durch die mittige Platzierung des schwarzen Windrads dichotom aufgeteilt und symmetrisch konzipiert. Auf der linken Bildhälfte sind die Vögel in schwarz gehalten, während sie auf der rechten kleiner in ihrer Gestalt zu größten Teilen rot gefärbt sind. Die Vögel links sind größer, sodass der Eindruck entsteht auf dieser Seite befinden sie sich noch vor dem Windrand, während die Vögel links weiter weg, hinter dem Windrad befindlich und darum kleiner gezeichnet sind. Insofern Windräder Teil der technologischen Maßnahmen zur Umsetzung einer Energiewende sind, stehen Text und Bild hier in einem pars-pro-toto-Verhältnis zueinander. Das Bild funktioniert komplementär und als Konkretisierung gegenüber dem weiter gefassten Text-Element.

Die Farben des Hintergrunds evozieren die Atmosphäre eines Sonnenuntergangs und auch die geschwungene Schreibschrift, die gleichmäßige, ruhige Bildaufteilung sowie die runde Form des Stickers zeugen von einer harmonischen,

weichen Gestaltung. Einen optischen Bruch stellen die rote Farbe der als verletzt bzw. blutig gezeichneten Vögel auf der linken Bildhälfte dar sowie die teilweise roten Stellen an den Rotatorblättern, die als Blutrückstände zu lesen sind. Das Bild illustriert eine Vorher-Nachher-Sequentialität; Vögel, die in Richtung eines Windrads fliegen, dieses passieren und danach durch die Kollision mit den Rotatorblättern Verletzungen davon tragen. Die Rotatorblätter werden dabei im Bild als eine Art Waffe bzw. Tötungsinstrument stilisiert.

Der Sticker arbeitet mit dem Kontrast eines Idyll-Bildes und der Darstellung verletzter Vögel als mögliche, grausame Folge der Installation von Windenergiesystemen. Es wird kein sprachlich explizites Urteil gefällt, sondern nur ein Sachverhalt dargestellt, der über das Schlagwort *Energiewende* kontextualisiert wird (vgl. Hermanns 1994). Dieses bezeichnet die politisch intendierte Entwicklung, Energie nachhaltig zu erzeugen, d.h. „die Abkehr von der traditionellen Strom und Wärmeerzeugung vor allem durch Kohle- und Atomkraft“<sup>25</sup> in Gang zu setzen, z.B. indem diese abgelöst werden durch erneuerbare Energiequellen wie die Windkraft. Einen kritischen Impetus vermittelt der Sticker, insofern er zwei Seiten der Windenergiegewinnung darstellt: den oberflächliche Anschein eines harmlosen Gegenstands und im Kontrast dazu das mögliche ‚Unter-die-Räder-Kommen‘ von Zugvögeln als nicht-harmlose Konsequenz. Das Windrad als Gegenstand der Kritik ist auch Gegenstand des Bildes und wird darin explizit dargestellt und als zentral in Szene gesetzt. Das Lexem „Energiewende“ ergänzt die Darstellung, indem es den komplexeren politischen Entscheidungszusammenhang und Voraussetzungsrahmen liefert. Als solchen betrifft ihn die durch den Sticker transportierte Kritik ebenso. Der Begriff der Wende, der in der Grundbedeutung der „Energiewende“ deutlich positiv konnotiert ist, wird zudem durch das vom Bild getragene Opfer-Narrativ rekontextualisiert und neu perspektiviert als – etwas drastisch ausgedrückt – Wende zum Verderben.

Der Sticker argumentiert also gegen die Windkraft, indem er ikonisch einen Zusammenhang von Windkraft mit Vogelsterben aufzeigt. Dieser Zusammenhang, sowie die Darlegung des dazugehörigen politisch-technischen Kontexts der Energiewende, ist der Sachverhalt, der mit dem Sticker fixiert wird. Eine negative Bewertung dieses Zusammenhangs scheint evident. Der Sticker leistet aber noch etwas Weiteres: Über normativ gefestigte, positive Perspektivierungen der Energiewende trifft er eine Aussage auf der Ebene des Stils: Er wiederholt quasi stilistisch eine konventionalisierte Romantisierung oder Weichzeichnung in der oberflächlichen Bewertung der Energiewende-Entwicklungen, indem er diese auf der Ebene der Bild- und Form-Semiotik selbst ausübt. Vor dem Hintergrund des dargestellten Sachverhalts erscheint die Romantisierung als ein ironisches

<sup>25</sup><http://www.energiewende.de/start/> (abgerufen am 24.05.2019)

Element des Stickers. Die durch gestalterische Elemente erzeugte Erwartung einer positiven Bewertung gibt die reell existierende Perspektive, die hier in der Kritik steht, performativ wieder. Diese Bewertung wird dann aber vom Sticker nicht bestätigt, sondern über die Bildlichkeit gebrochen. So wiederholt der Sticker gewissermaßen eine Bewertungsnorm und erzeugt aber ebenso einen Bruch mit ihr. Die transportierte Kritik ist dann als doppelbödig zu verstehen: Vermittelt über die Darstellungsebene wird der Sachverhalt des Vogelsterbens durch Technologien der Windenergie, und daran logisch anschließend, per Stil-Ebene die Positiv-Bewertung der Energiewende kritisch in Rechnung gestellt. Der Text *Energiewende* gibt dabei nur ein Schlagwort, das den Bezugskontext für die Kritik klärt.

## 4.5 Bruch mit dem Formelhaften: Kinder haften für ihre Eltern



Abbildung 14: a) Sticker: *Kinder haften für ihre Eltern*. Heidelberg Altstadt Hauptstraße, 27.02.2019. Foto: Carina Krieger. b) Baustellenschild: *Betreten der Baustelle verboten*. (Bildquelle: Wikipedia [https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Betreten\\_der\\_Baustelle\\_verboten.JPG](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Betreten_der_Baustelle_verboten.JPG), abgerufen am 29.06.2019).

Der rechteckige, horizontal längliche Sticker ist auf eine Laterne aufgeklebt worden. Die Hintergrundfarbe ist ein Neonorange; eine typische Warnfarbe, wie sie auch für Warnwesten oder bei Absperrbändern verwendet wird. Auch die längliche Form und Größe des Stickers hat Ähnlichkeiten mit der Optik eines Absperrbandes. Durch die Signalfarbe sticht er Passanten ins Auge und fällt auf. Die verwendeten Schriftzeichen sind in schlichtem Schwarz gehalten, heben sich so gut vom Grund ab und sind nicht kunstvoll gestaltet, sondern serifenlos maschinenschriftlich konturiert, was zu einer leichten Lesbarkeit führt. Zu lesen ist eine assertive Botschaft: *Kinder haften für ihre Eltern!*, die durch ein Ausrufezeichen am Ende verstärkt wird. Die einzelnen Worte sind alle

einheitlich groß und auf zwei Zeilen aufgeteilt, die den Rahmen des Stickers gut füllen. Es gibt keine graphische Darstellung. Klein am rechten Seitenrand ist vertikal die Internetseite der für die Produktion des Stickers verantwortlichen politischen Organisation zu lesen (*wirkundigen.de*).

Der Sticker ist intertextuell in zweifacher Hinsicht: Einerseits verweist der seitliche Vermerk auf eine Internetseite, auf der ausführliche Informationstexte zu finden sind. Zum Anderen rekurriert die Wortfolge auf ein Phrasem<sup>26</sup> aus dem Bereich der Warnhinweise; auf den zweiten Textteil des Baustellenschilds *Betreten der Baustelle verboten! – Eltern haften für ihre Kinder!*. In der neuen Version bleiben die lexikalischen Bestandteile vollständig erhalten, aber die Besetzung der Subjekt-Objekt-Argumentstellen sind ausgetauscht. Statt *Eltern* steht nun *Kinder* in der Subjektposition und wird so zum Agens in der Konstruktion. Um zu verstehen, was mit dieser Umkehrung semantisch bewirkt wird, gilt es sich zunächst mit der Ursprungsbedeutung und also dem noch nicht veränderten Phrasem auseinanderzusetzen. *Eltern haften für ihre Kinder* ist eine feste Konstruktion, die als Ergänzung eines Warnhinweises auf tritt, mit dem ein Verbot ausgedrückt wird (*Betreten der Baustelle verboten*) und ist so Teil einer Botschaft, die auf Handlungsunterlassungen bzw. -regulierung ausgerichtet ist. Die Zeichenfolge kommt im lokalen Kontext der Baustelle vor, die als potentiell unfallträchtiger und so als gefährlicher Ort ausgezeichnet wird. Damit der Hinweis trotz Prägnanz und Kürze noch verständlich ist, ist er semantisch stark komprimiert. Aussagenlogisch betrachtet drückt die Phrase eine hypothetische Konsequenz aus. Das dazugehörige Antezedens (das Vorliegen eines Straffalls bzw. einer Nicht-Beachtung der Verbotsregel) als Bedingung wird darin präsupponiert. Zu paraphrasieren wäre die vollständige Bedeutung also etwa mit: „Wenn es zur Missachtung des Verbotes durch Kinder kommen sollte, werden daraus rechtliche Folgen für die Eltern des betroffenen Kindes erwachsen.“ Plausibel wird diese Konsequenzenstruktur nur vor dem Wissenshintergrund, dass Eltern (in Deutschland) eine Verantwortlichkeit für ihre Kinder tragen, die so weit reicht, dass sie in manchen Fällen<sup>27</sup> für Schäden, die durch das Kind entstehen, haften müssen. Der Zusatz fungiert als eine Art drohender Zeigefinger einer juristischen Dimension.

Über die intertextuelle Verbindung, die der Sticker zu dem Warnschild-Phrasem aufbaut, werden der Wissensrahmen, die Implikationen und Kontexte um das Warnschild mit der umgedeuteten Variante aktiviert und aufgerufen;

<sup>26</sup>In der Terminologie zur Bezeichnung von Mehrwort-Einheiten orientiere ich mich an der Studie von Donalies (1994) und wähle präferiert die Bezeichnung „Phrasem“.

<sup>27</sup>Das Baustellenschild nimmt hier Bezug auf BGB §832 zur Haftung des Aufsichtspflichtigen. Zu einer Haftung kann es dann kommen, wenn der Verantwortliche seine Aufsichtspflicht verletzt hat.



kopiert wird dabei eine Handlungsaufforderung, eine Warnung wird ausgesprochen, ein heikler bzw. potentiell gefährlicher Kontext vorausgesetzt und ein gewissermaßen drohender wenn-dann-Zusammenhang über das Haftungstopos aufgerufen. Diese kontextuellen und implikativen Parameter werden in den Hypertext übernommen. Durch den Austausch der Argumente wird die Aussage des Hypotextes in ihrem Sinn verändert. Semantisch hat dies vor allem Auswirkungen auf die Zuordnung von Verantwortlichkeit durch den Text. Der Sticker suggeriert die Umkehrung des stark konventionell gefestigten – und wie das Baustellenschild beweist, auch ‚rechtlich gelebten‘ – Konzepts über das Verantwortlichkeitsverhältnis zwischen Eltern und Kind. Behauptet wird nun eine Verantwortlichkeit der Kinder für die Eltern.

Die Sprachhandlung, die mit dem Sticker vollzogen wird, gestaltet sich komplex und reicht weit über eine Behauptungshandlung hinaus. Die Warnfarbe und die Kontextualisierung durch den formalhaften Ausdruck, evozieren eine Symbolik der Baustelle oder der Umgestaltung bzw. eines Neuaufbauens. Es werden einerseits bestehende Wissenbestände abgerufen, die damit verbundenen Erwartungen aber andererseits gebrochen. Diese so entstehende Dynamik der Wiederholung und Varianz ist die parodistische Leistung des Stickers. Eine parodistische Distanz wird nicht direkt zu dem Warnschild-Text aufgebaut, sondern dieser wird vielmehr als Kontext operationalisiert und ein bestimmter Aspekt daraus aufgegriffen und verkehrt; der Aspekt der Verantwortlichkeit, die zwischen Eltern und Kindern besteht. Die Variation operiert dabei auf der Sinnebene des Verantwortlichkeitskonzepts. Im Formelhaften des bekannten Syntagmas schlägt sich nieder, dass das ursprünglich Ausgedrückte (der Hypotext) als etwas stark Akzeptiertes, Konventionalisiertes anerkannt wird. Die gewohnte Lesart wird dann aber blockiert, was dazu führt, dass ein Anreiz sich zu ‚wundern‘ gesetzt wird. Die behauptete Umkehrung vorhandener, selbstverständlicher Verhältnisse wirkt gleichsam provokativ.

Vor dem Hintergrund, dass der Sticker im Rahmen der Kampagne „wirkündigen“ der „Jugendrat der Generationen Stiftung“<sup>28</sup> eingesetzt wird, die sich für generationengerechtes Umdenken stark macht und vor allem klimapolitische Forderungen stellt, wird der politische Kontext erschließbar, für den die Sticker-Botschaft geltend gemacht werden soll. Für den Kontext eines Baustellenschildes, bei dem es um Aufsichtspflichtenregelungen geht, macht eine Behauptung der Norm-Verkehrung hin zu einer Haftbarkeit von Kindern für ihre Eltern wenig Sinn. In diesem Kontext kann er nicht als behauptend gelesen werden. Darin wird aber gleichsam das Konzept einer kindlichen Unverantwortlichkeit mit transportiert, das allgemeine Gültigkeit beansprucht.

---

<sup>28</sup><https://wirkuendigen.de/> (abgerufen am 23.05.2019)

Diese Gültigkeit wird mit dem Sticker aufgerufen, gebrochen und durch ein neues, kontextabhängiges Gegen-Konzept ersetzt. Dass die parodistische Formel zunächst als eine Grotteske lesbar ist, mit der Kontext-Aktivierung dann aber doch einen zutreffenden und auch behaupteten Sinn ausdrückt, zeigt die Prekarität des angesprochenen Problembereichs auf. Das kritische Moment in der sprachlichen Handlungsstruktur des Stickers liegt also im Aufrufen und gleichzeitigen Infragestellen einer Norm, die für selbstverständlich erachtet wird, aber in einem distinkten Kontext nicht mehr greift. Als Norm steht: „Die Elterngeneration ist verantwortlich bei Fehlverhalten der Kindergeneration“, der Sticker postuliert den normwidrigen Zusammenhang: „Die Kindergeneration ist verantwortlich bei Fehlverhalten der Elterngeneration“. Damit wird sowohl die aktive Übernahme der Verantwortung durch die Kinder als auch ein Fehlverhalten der Elterngeneration impliziert.

### 4.6 Kategorialität<sup>29</sup>: Birthplace: Earth...



Abbildung 15: Sticker: *Birthplace: Earth...* Heidelberg Schlosspark, 12.02.2019. Foto: Franziska Saur.

Bei diesem Sticker steht das (hier schon etwas ins Bläuliche verblichene) Schwarz-Weiß-Bild im Vordergrund. Der Text ist integriert auf der Gegenstandsebene und nicht in Form einer Stickerbeschriftung realisiert. Zu sehen ist ein junges Mädchen mit offenem dunklen Haar. Es trägt ein weißes T-shirt, auf dem in schwarzen Lettern steht: *Birthplace: Earth – Race: Human – Politics: Freedom – Religion: Love*.

Das Kommunikat verzichtet auf syntaktisch komplexe Strukturen und ist

---

<sup>29</sup>Weitere Sticker, die ebenfalls eine Kritik über das Aufführen von Kategorien oder über die Listen-Form leisten, sind im Anhang 7 aufgeführt.

sprachlich in einem sehr nüchternen, minimalistischen Stil gehalten. Rein über die Anordnung sowie orthographische Mittel werden Verknüpfungen markiert. Darüber hinaus aktiviert das hier genutzte Doppelpunkt-Format das Wissen um eine Art Registrierungsvorgang, der als semiotisch konturierte Größe durch strukturelle Parameter sowie passende Kategorien in dem T-Shirt-Text repräsentiert wird. Der Sticker führt die Logik eines Fragebogens im Sinne einer „Welches?: Dieses“-Ordnung auf. Links ist die ‚gefragte‘ Kategorie als übergeordnete Klasse aufgeführt, rechts wird die Antwort als Konkretisierung des Erfragten vermerkt. Bei den gefragten Klassen handelt es sich um abstrakte Kategorien zu persönlichen Daten und zur politischen und religiösen Orientierung.

Die Klassen projizieren einen bestimmten Typ von Antwort; durch die Textsorte Fragebogen sind solche Merkmale gefordert, die eine Eingrenzung der Identität zulassen. Mit dieser Restriktion brechen die hier eingesetzten Begriffe: Zunächst entsprechen sie nicht dem erforderlichen bzw. erwarteten Konkretisierungsgrad (beispielsweise ist die Angabe des Geburtsortes als *Welt* nicht spezifisch genug; im Standardfall wird hier die Einsetzung eines Stadtnamens erwartet. Diese Erwartung stützt sich auf das Weltwissen über den Umgang mit Formularen, das weitestgehend als common sense angenommen werden kann). Und damit verfehlen sie auch die Funktion, eine eingrenzende Identifikationsleistung zu erbringen.

Dieser Bruch mit dem Muster der Registrierung wird aber auf der anderen Seite auf inhaltlicher Ebene gewissermaßen kompensiert: Die Antworten sind inhaltlich nicht falsch, sondern nur als Generalisierungen in ihrem Abstraktionsgrad unangemessen. Sie führen eine Art abgefederten Bruch mit der Funktionalität der Klassifizierung herbei, als sie allgemeingültig und universell sind. So bleibt eine gewisse Kohärenz zwischen Frage und Antwort dennoch bewahrt.

Diese Dynamik des Brechens und zugleich Nicht-Brechens installiert die irritativen Bedingungen für eine Kritik. Performativ wird ein Registrationsvorgang ausgeführt, der formal korrekt aufgebaut, aber über die inhaltliche Ebene umgeleitet wird. Der Identifikationsvorgang wird nicht als Eingrenzungs- und Abgrenzungsvorgang in seiner Standardfunktionalität ausgeführt, sondern vielmehr zur Universalisierungsstrategie umgedeutet. Dabei wird eine Ordnung gestört – die der festgelegten Antwort-Folie – und mit neuen Werten ersetzt. Das störende (und nicht etwa zer-störende) Moment liegt dabei darin, dass die Zuordnung dennoch funktioniert und die Betrachter\*innen darauf hinleitet, einen nicht klassifizierten Menschen, für den das Mädchen exemplarisch steht, zu denken. So hebelt der Sticker eine (semiotisch aufgerufene) taxonomische

Ordnung aus, die er mit einer Kritik überschreibt und gleichsam bietet er das neue Denkmuster der Universalisierung an, mit dem es möglich wird auf eine ‚Verschubladung‘ zu verzichten.

## 4.7 Diskussion der Ergebnisse: Konturen der pragma-semiotischen Kategorie eines normkritischen Störens

Neue Denk- und Sagbarkeiten gehen einher mit dem Bruch alter Denkmuster – und leiten diesen ein über die Veränderung respektive Störung dessen, was sagbar ist; so, grob gefasst, die These dieser Arbeit. Die linguistische Fragestellung nach sprachlichen Merkmalen einer Störpraktik soll an dieser Stelle auf der Grundlage der zuvor besprochenen Daten wieder aufgegriffen und anhand der nun vorliegenden Analysen, soweit möglich, beantwortet werden.

Genuin sprachliche Merkmale im Sinne einer spezifischen Lexik, Grammatik, Semantik oder Syntax, die charakteristisch für ein Stören wären, waren nicht zu finden. Das Stören, wie es an den Beispielen zu beobachten war, wird sprachlich komplex in Stand gesetzt und es müssen verschiedene Arten oder Ebenen des Störens unterschieden werden.

Es konnten zwar gewisse sprach-strukturelle Parallelen zwischen verschiedenen Stickern festgestellt werden, anhand derer ich meine Analysen auch ausgerichtet habe: so kamen z.T. häufiger Aufforderungen, deklarative Formen, Negationen und das Frage-Format vor und auffällig schien auch die Verwendung muster- oder floskelhafter Phraseme. Allerdings waren diese zu divers und erwiesen sich nicht als systematisierbar. Solche Merkmale reichen außerdem weder aus, um klar auf ein Stören hinzuweisen und also als Marker anerkannt werden zu können, noch reichen sie hin, um ein Stören daselbst zu realisieren.

Stören wird einerseits medial realisiert und andererseits auf einer pragma-semiotisch Ebene über Verfahren der Kontextualisierung, Performativität und Musterhaftigkeit eingelöst.

Allen Stickern gemein ist, dass sie medial gesehen und aufgrund ihrer unkonventionellen Art der Anbringung eine Störung des Wahrnehmungsraumes an speziellen Orten darstellen. Diese besondere und störfähige Applikation kann sich hinsichtlich des Überraschungsgrades unterscheiden. Bereits gewissermaßen konventionalisiert ist das Erscheinen von Stickern an ungenutzten, öffentlichen Flächen wie Laternenmasten oder Stromkästen. Ein Vorkommen von Stickern

solcherorts ist fast schon typisch und teilweise bilden sich regelrechte Sticker-Konglomerate. Markierter und auffälliger sind Sticker wie der *Für wärmer Winter*-Sticker auf einer Autoscheibe oder modifizierende Varianten wie der *Stop Eating Animals*-Sticker, die regulatorische Zeichen im urbanen Raum umdeuten. In jedem Fall entsteht durch die Sticker-Praktik eine mediale Aneignung mit störenden Effekten, die sich teilweise eine vorgegebene semiotische Struktur zu nutze macht. In diesen graduell abgestuft störrhaften Aneignungen wird eine „semiotische Aufladung von nicht-diskursiven Dingen oder Artefakten bzw. die Latenz von Sinn-Beziehungen zwischen materiell sehr unterschiedlichen menschlichen bzw. gesellschaftlichen Hervorbringungen“ fassbar (Linke 2015: 82f.).

Dieses (wenn auch semiotisch strukturierte oder ambitionierte, aber doch hauptsächlich) medial getragene Stören von Wahrnehmungsgewohnheiten und dem urbanen Zeichen-Raum ist zu trennen von einer zweiten, abstrakteren Ebene, auf die das mediale Stören quasi hinführt: Dem Stören einer normativen Ordnung, das sich mehr auf einer pragma-semiotischen und inhaltlichen Ebene abspielt. Auch hier lassen sich keine distinkten sprachlichen Merkmale eines Störens feststellen. Vielmehr zeigt sich eine gewisse Dynamik des Störens als sprachlich konstituierter Bruch mit der Norm, die sich entfaltet in einem Zweischritt von a) Aufrufen einer Norm und b) dem Brechen dieser Norm als In-Unordnung-Bringen, wobei der Bruch nicht eine einfache Entzweiung darstellt, sondern im Sinne einer produktiven Kritik lesbar wird.

Ein kritisches Stören im Sinne einer Störpraktik bezieht sich immer auf Normen und dekonstruiert diese i.d.R. über einen Bruch zweiter Ordnung.

Wie noch zu erläutern sein wird, handelt es sich quasi immer um einen Bruch zweiter Stufe bzw. einen daselbst gebrochenen Bruch.

Das Aufrufen einer Norm wurde in den Stickern zum Teil sehr unterschiedlich realisiert.

Eine Norm kann als genannte, implizierte oder formal sedimentierte vorliegen.

Normen, die schlicht genannt werden, liegen auf dieselbe Art vor wie Positionen, die abgelehnt werden. Sie werden formuliert und liegen als der Gegenstand der Kritik sprachlich vor. Beispiele hierfür geben der *Stop Eating Animals*-Sticker, der sich gegen die Norm TIERE WERDEN GEGESSEN/EATING ANIMALS richtet sowie auch alle Ausprägungen des *kmii*-Stickers: bspw. der *Tiere sind keine Ware*-Sticker, der das als Norm gelebte Konzept TIERE ALS WARE in

negierter Form aufzeigt. Hierbei wird der Zugriff auf die Norm über die Ebene der Lexik ermöglicht. Implizit ist die Norm des Konsumierens von Fleisch hingegen im *Noch Pommes dazu*-Sticker aufgerufen, der ein Fastfood-Laden-Script als Kontext nutzt, um auf sie greifbar zu machen. Die Kritik an Google als allwissendem, übermächtigem Akteur im *Google says you are here*-Sticker ist ebenfalls erst über einen Reflexionsschritt zu erschließen und liegt nicht sprachlich offen da. Hier greift ein logisches Verständnis oder ein Handlungswissen, das die Betrachter\*innen unterstützt dabei, auf die Norm schließen. Als formal sedimentierte Formen fasse ich schließlich solche, die die Norm entweder bildlich ausdrücken (wie der *Energiewende*-Sticker) oder im Sinne fester sprachlicher Gefüge (*Birthplace: Earth-* und *Kinder haften für ihre Eltern*-Sticker). Dabei wird ein Sprach- oder Textsorten-Wissen aktiviert, um eine Einordnung des normativen Sachverhalts einzuleiten.

Der nächste Schritt hin zum Stören ist dann der Bruch mit dieser Norm. Auch für die Realisierung eines solchen Bruchs finden sich in den Daten zwei Strategien. Essentiell ist dabei, ob ein Kontext als Wissenshintergrund mit aufgerufen wird, der anders realisiert ist, oder ob der Sticker selbst eine neue Kontextualisierung eines unverändert übernommenen Musters leistet. Entweder wird, wie beim *Kinder haften für ihre Eltern*-Sticker, ein Muster, das konventionell mit einer klaren Bedeutung ausgestattet ist und einen Deutungsrahmen mitliefert (*Eltern haften für ihre Kinder*), rekrutiert und umgeschrieben oder überschrieben, d.h. semiotisch verändert. Dasselbe gilt auch, wenn auch in indirekter oder abgeschwächter Weise, z.B. für den *you are your phone*-Sticker, der mit dem (hier etwas weiter verstandenen) Sprachhandlungsmuster der Gratulation arbeitet und diese fehlanwendet. Eine solche Fehlanwendung sehen wir auch am Sticker *Birthplace: Earth*, der mit falschen Einsetzungen den Vorgaben der als Muster fassbaren Textsorte Fragebogen nicht entspricht. Als zweite Strategie zeigt sich – und dies lässt sich bspw. am *Noch Pommes dazu*-Sticker beobachten –, wie ein festes Muster samt Wissensrahmen übernommen wird und unverändert in einen zu diesem Wissensrahmen in Widerspruch tretenden Kontext gesetzt wird – hier der unappetitliche Kontext des Schlacht-Vorgangs. Ein brechendes zweites Element kann sowohl ein Bild sein (*Noch Pommes dazu?*/*Energiewende*) als auch in einem materiell-reellen Gegenstandsbezug eingelöst werden (*Für Wärmere Winter/Stop Eating Animals*).

Im ersten Falle liegt der Bruch also auf der semiotischen Ebene und das Musterhafte wird quasi deformiert. Im zweiten Falle bleibt das sprachliche Muster selbst unangetastet und wird vielmehr kreativ kombiniert und der Bruch entsteht in der Kombination mit einem gleichsam passenden wie auch nicht passenden Element. Bei beiden Strategien prallen zwei Wissensrahmen aufein-

ander und geraten in ein konfligierendes Verhältnis. Das kritisierte Verhalten kann nicht mehr eindimensional unproblematisch gedacht werden. Dabei liegt die Agonalität konzentriert in einem einzigen Kommunikat vor, nicht in einer (grammatisch oder lexikalisch markierten) Gegenüberstellung. So werden eben nicht zwei mögliche Positionen einander gegenübergestellt, sondern in einer nicht-urteilshaften Form liegt ein Infragestellen einer Norm vor als paradoxe Struktur (als Bruch), die sich auch nicht schlicht auflösen lässt, sondern als problematische bestehen bleibt.<sup>30</sup>

Der Bruch, den ein Stören vornimmt als agonale Qualität, kann entweder als Bruch mit einem etablierten (semiotischen) Muster oder als gebrochene Kombination von zwei Elementen realisiert werden. Der Bruch wird nicht genannt, sondern liegt als performative Leistung des Stickers vor.

Zuletzt wäre als eine Konstante oder als ein Merkmal, das häufiger zu beobachten war, eine Art Struktur der Unklarheit<sup>31</sup> zu nennen.

Wesentlich für eine sprachliches Stören ist, dass der installierte Bruch quasi nicht absolut durchgesetzt wird. Ein kritischer Blickwinkel entsteht gerade aus einer gewissen stilistischen oder semiotischen Unentschiedenheit. Das Nicht-Entscheiden ist als ein Oszillieren zwischen als wahr oder moralisch unbedenklich geglaubten Wissensrahmen oder Handlungsrahmen und neuen Wissenswerten zu sehen, wobei dadurch das Für-wahr/richtig-Halten versehrt wird.

<sup>30</sup>Aus dieser Einordnung fällt die Negation gewissermaßen heraus, deren Funktionalität ich als Dementi beschrieben habe. Das Muster des *kmi*-Stickers, das in den Variationen wiederholt wird, wird nicht im störenden Sinne gebrochen, indem ein neuer Inhalt eingefügt wird, sondern der Konzeptbruch macht sich das Muster hier zunutze und wiederholt es in bestätigender, aufgreifender Weise. Der Bruch liegt hier auf der Konzeptebene; in einem Dementi, das die Denkbarkeit des Konzepts selbst in Frage stellt bzw. zurückweist. Dieser Bruch liegt hier tatsächlich in der Negation artikuliert vor. Was hier gebrochen bzw. blockiert wird, sind die Denkvoraussetzungen für das Konzept TIERE ALS LEBENSMITTEL ODER WARE. Insofern stört auch dieser Sticker den Zugriff auf ein Konzept, dennoch fällt er – und damit auch die Dynamik eines störend organisierten als-Falsch-Deklariens bzw. Negierens – in seiner Typik etwas von den anderen Beispielen ab.

<sup>31</sup>Eine lohnende kritisch-philosophische Auseinandersetzung mit derartigen Unordnungs-Strukturen als Effekte von Polysemie bietet Barthes (2015: 34) – gerade auch, was das Bild sowie das Zusammenspiel von Bild und Text betrifft. Er erkennt im Bild eine Polysemie, die „die Frage nach dem Sinn hervorbringt; nun erscheint diese Frage immer als eine Dysfunktion [...]; selbst im Film sind die traumatischen Bilder mit einer Ungewißheit (oder einer Unruhe) hinsichtlich des Sinns der Objekte und Haltungen verknüpft.“

Diese besondere Struktur wird gut nachvollziehbar, wenn man drei Fälle vergleicht: einen ersten, in dem kein solcher Bruch vorliegt (*Atomkraft? - Nein Danke*), einen zweiten, in dem er bedingt gegeben ist (*kmii*), und einen dritten, in dem der Bruch auf einer hinzukommenden Wissensebene quasi wieder aufgehoben wird (*you are your phone* u.a.).

Ich möchte hier zunächst noch einmal den Unterschied zwischen der (Anti-)Positionierung und dem Dementi aufführen: Beim *Atomkraft? - Nein danke*-Sticker wird eine Positionierung als Entgegensetzung zu einer anderen, im Diskurs bestehenden Haltung ausgedrückt und bestärkt. Zwar wird die Höflichkeitsformel *Nein Danke* hier auch als ein Stilmittel der Verharmlosung und mit einem ironischen Unterton gebraucht – denn der Sticker begegnet nicht einem Angebot, sondern dem Faktum, dass die Kernenergie trotz der Problematik um die Entsorgung von Atommüll, des Uranabbaus oder der Sicherheitsrisiken nach wie vor zur Erzeugung von Strom genutzt wird. Durch das dankende Ablehnen wird ein ironischer Höflichkeitsduktus genutzt, der – gerade auch in Verbindung mit dem eher positiv fröhlichen Sonnensmiley, der die Bewegung auch als pro-Welt-Intervention auszeichnet – eine Gute-Laune-Stimmung etabliert, die der kritischen Intention des Stickers im eigentlichen Sinne nicht entspricht. Aber: Diese Ironie steht klar im Dienst einer ablehnenden Haltung, die sich gegenpositioniert. Sie lässt keinen Platz für Kompromisse und ergreift klar Partei. Auch das Dementi *kmii* formuliert klar einen Konterpart, der durch die Negation hier aber nicht als einfach abgelehnt, sondern als konzeptuell nicht ‚denkwürdig‘ markiert wird. Anders als der *Atomkraft? - Nein danke*-Sticker operiert jener auf der Ebene der Intelligibilität und konfirmiert einen logischen Bruch (bei Beibehaltung einer Semiotik der Gegenläufigkeit – gesetzt durch die Negation), nicht einen Positionsbruch (vgl. Kap. 4.3.4). Einen Bruch mit dem Bruch nun finden wir etwa im *you are your phone*-Exemplar. Die Gratulation ist gleichsam ironisch und nicht ironisch. Das Muster des Gratulierens wird hier fehlengewandt (bzw. die damit einhergehenden Anforderungen im Rahmen konversationeller Maximen werden verletzt), während aber das darin zum Ausdruck kommende Faktum (dass das Nicht-aufs-Handy-Schauen zu etwas Besonderem geworden ist) nicht ironisch umzudeuten ist. Es entsteht so eine Unentschiedenheit, die darauf hinweist, dass hier etwas nicht stimmt. Auch für einige andere analysierte Kommunikate lässt sich diese Beobachtung geltend machen: *Kinder haften für ihre Eltern* bricht mit einem gewohnten Muster, nutzt damit aufgerufene kontextuelle Wissensbestände, und affirmiert einen dem Alten entgegengesetzten und dadurch zunächst verkehrt scheinenden Sinn und Inhalt als gültig. Und auch beim *Birthplace: Earth*-Sticker wird ein (Textsorten-)Muster kopiert und gleichsam verändert – das Muster wird gebrochen, der Inhalt



aber verlangt, als gültig anerkannt zu werden. Das Ergebnis dieser störenden Dynamik ist eine Art diffuse Konzept-Erneuerung, die noch intelligibel ‚in Arbeit‘ zu sein scheint. Dabei wird immer (hier häufiger sprachlich) durch eine (Sprach-)Muster-Iteration ein Wissensrahmen aufgerufen, durch Variationen oder Kombinationen mit neuen oder ‚falschen‘ Elementen gebrochen und dieser Bruch wird gleichsam durch das Aktivieren eines weiteren Wissensrahmens (sei es die Reflexion der momentanen Situation oder Erfahrungswissen oder ein logischer Schluss) teilweise wieder aufgehoben.

## 5 Fazit

Der Gegenstand einer sprachlichen Störpraktik im Sinne eines kritischen Sprachhandelns erwies sich als komplex, divers und in verschiedene Grade abstufbar. Eine Übertragung der von Butler vorgeschlagenen Kategorie der Störpraktiken auf den linguistischen Bereich würde ich als gelungen einschätzen. Allerdings erwies sich die Störpraktik als nicht ganz leicht für eine linguistische Analyse handhabbar zu machen.

Ironische und parodierende Mittel wie auch Formen der Polysemie und besonders prominent Implikaturen und Implikationen wurden zur Realisierung eines Störens erster Stufe genutzt und zum Teil selbst wieder gebrochen. In den untersuchten Kommunikaten wurde dieses Stören erster Stufe in Form eines medialen Stören oder als ein Dementi oder als ‚gebrochenen Bruch‘ realisiert. Bezugspunkt bzw. Gegenstand dieses Störens ist jeweils immer eine Norm, die ebenfalls indirekt (über Kontexte in Form sprachlicher Handlungsrouninen oder vermittelt über Bilder) mit aufgerufen wird. Stören scheint so immer ein Doppeltes zu sein: Eine Sprach-Unmöglichkeit und eine Denk-Unmöglichkeit: Auf der Ebene der Sprache wird eine Irritation gegenüber Normen hervorgerufen, und es entsteht dadurch im Diskurs eine Störung im (gesellschaftlichen oder diskursiven) Denken als eine Art (logische) Versperrung bestimmter Positionen oder Gedanken.

Als charakteristisch für das Stören – in Abgrenzung zu Agonalen Zentren – erwies sich also, dass über Mechanismen der Indirektheit verfügbar gemachte, bewusst unklar gehaltene Anti-Konzepte eine Norm ans Licht gebracht werden, gegen die diese Anti-Konzepte irritativ eingesetzt werden. Eine aushandelnde Gegenüberstellung zweier Positionen, die miteinander in Konkurrenz treten, nicht aber gegen eine gleichberechtigte Position selbst. Insofern sich das Stören jeweils auf Denknormen bezieht – die gerade nicht unbedingt diskursiv, sondern womöglich eher habituell oder als Verhaltensroutinen etabliert sind – und nicht auf Diskurspositionen oder -strukturen, würde ich an dieser Stelle revidieren, dass es sich um ein diskurskritisches Stören handelt und es bevorzugen, von einem **normkritischen** Stören zu sprechen. Der Bezug zum Diskurs bleibt dennoch relevant, insofern es sich um eine diskursive Praktik handelt. Dass es sich bei störenden Stickern um eine subversive Kritik handelt, ergibt sich aus der

Beobachtung, dass das Kritische nicht unmittelbar und urteilsförmig ausgedrückt, sondern als Bruch mit dem Denken performativ ausgeführt wird. Nicht über klare Anti-Positionen, sondern über spezifisch störende Kombinationen von im System gegebenen Elementen, wird eine Kritik installiert.

Nicht ganz unproblematisch sehe ich des Weiteren die Klassifikation von Stören als pragma-semiotischer Kategorie, insofern eben gerade keine sprachlichen Mittel unmittelbar ein Stören greifbar werden lassen, sondern das Stören sich aus einer spezifischen (etwa ironisch-nichtironischen, hyperbolisch-nichthyperbolischen, parodistischen) Kombination sprachlicher Mittel ergibt. Als mögliche formale Indikatoren wurden die Frage und das Ansprache-Du analysiert, die eine Kritik in indirekter, nicht assertiver Weise formen. Allerdings ist das assertive Format (bei den anderen Stickers) eine durchaus prominent vertretene, aber ebenfalls nicht an sich störende Struktur. Stören tritt als perspektivischer Modus und Sprachhandlung im widersprüchlichen Zwischenraum von Pragma-Semiotik und Wissensrahmungen auf. Darum entzieht es sich einer eindimensionalen Rückführbarkeit auf sprachliche Muster. Hier wird der Begriff der Praktik dem Phänomen in seiner Komplexität und Vielschichtigkeit wohl eher gerecht. Merkmale der Praktik – wie sie im Kapitel 4.7 aufgeführt wurden – bestehen dann nicht mehr in einer (nur) pragma-semiotischen Beschreibung, sondern gehen über diese hinaus.

Als für weiterführende Forschungen interessant erachte ich die Untersuchung des Zusammenhangs einzelner Stör-Topoi mit verwandten Konzeptualisierungen im Mediendiskurs, wobei herauszustellen wäre, wie Störpraktiken und Mediendiskurse jeweils unterschiedliche oder ähnliche Zugriffe auf die aufgerufenen Normen und Konzepte bedienen. Neben dem Stickers bieten sich auch andere Formen von Protest an, als störpraktisch reflektiert zu werden. Ein spannendes Untersuchungsfeld könnten die Performance-Praktiken von FEMEN darstellen, die multimodal noch komplexer gestaltet sind als die hier untersuchten Sticker; durch die Einbindung des (oberkörperfreien Frauen-)Körpers werden hier auch habituelle Aspekte eingebunden. Neben der schriftlichen und bildlichen sowie soziomateriellen Ebene, gälte es hier auch situative Parameter sowie Bewegungen, Verbales, Gestisches, Gegenständliches/Requisiten etc. als potentiell störend eingesetzte Ressourcen mit zu bedenken.

# Literaturverzeichnis

## Primärliteratur

- UdG: Butler, Judith (<sup>18</sup>2016): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- HS: Butler, Judith (<sup>5</sup>2016): Haß spricht. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- MdG: Butler, Judith (2009): Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

## Sekundärliteratur

- Androutsopoulos, Jannis (2008): Linguistic landscapes: Visuelle Mehrsprachigkeitsforschung als Impuls an die Sprachpolitik. Vortrag auf dem Internationalen Symposium „Städte-Sprachen-Kulturen“, 17.-19.09.2008, Mannheim. (online verfügbar unter: <https://jannisandroutsopoulos.files.wordpress.com/2011/05/j-a-2008-linguistic-landscapes.pdf>, abgerufen am 02.07.2019).
- Antaki, Charles (2012): Affiliative and disaffiliative candidate understandings. In: *Discourse Studies* 14,5. S. 531-547.
- Auer, Peter (1986): Kontextualisierung. In: *Studium Linguistik* 19. S. 22-47.
- Austin, John L. (1962/2014): *Zur Theorie der Sprechakte. How to do things with words.* Stuttgart: Reclam.
- Babka, Anna/Posselt, Gerald (2016): *Gender und Dekonstruktion. Begriffe und kommentierte Grundlagentexte der Gender- und Queer-Theorie.* Wien: Facultas.
- Auer, Peter (1986): Kontextualisierung. In: *Studium Linguistik* Bd. 19, S. 22-47.
- Barthes, Roland (<sup>8</sup>2015): Rhetorik des Bildes. In: Eds.: *Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn.* Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 28-46.
- Beauvoir, Simone de (1980): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau.* Reinbek: Rowohlt.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas (1980/2012): *Die Gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit.* Frankfurt a.M.: Fischer.
- Betscher, Silke (2013): Bildmuster – Wissensmuster. Ansätze einer korpusbasierten Visuellen Diskursanalyse. In: *Zeitschrift für Semiotik* 35. Heft 3-4. S. 285-319.

- Blissett, Luther/Brünzels, Sonja (2001<sup>4</sup>): Handbuch der Kommunikationsguerilla. Berlin/Hamburg/Göttingen: Assoziation A.
- Brückner, Franziska (2012): Kritische Praxis nach Foucault. In: Netzwerk MiRA (Hrsg.): Kritische Migrationsforschung? Da kann ja jedeR kommen. Creative commons. <https://edoc.hu-berlin.de/bitstream/handle/18452/18546/mira.pdf> (abgerufen am 02.04.2019)
- Bubenhofer, Noah (2008). Diskurse berechnen? Wege zu einer korpuslinguistischen Diskursanalyse. In: Spitzmüller, Jürgen; Warnke, Ingo H. Methoden der Diskurslinguistik: sprachwissenschaftliche Zugänge zur transtextuellen Ebene. Berlin / New York: de Gruyter, 407-434.
- Bubenhofer, Noah/Scharloth, Joachim (2013): Korpuslinguistische Diskursanalyse: Der Nutzen empirisch-quantitativer Verfahren. In: Warnke, Ingo H./Meinhof, Ulrike/Reisigl, Martin (Hrsg.): Diskurslinguistik im Spannungsfeld von Deskription und Kritik. Berlin: Akademie-Verlag. S. 147-168.
- Bublitz, Hannelore (2008): Subjekt. In: Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (Hrsg.): Foucault Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler. S. 293-296.
- Bucher, Hans-Jürgen (2010): Multimodalität – eine Universalie des Medienwandels: Problemstellungen und Theorien der Multimodalitätsforschung. In: Eds./Glening, Thomas/Lehnen, Katrin (Hrsg.): Neue Medien – Neue Formate. Ausdifferenzierung und Konvergenz in der Medienkommunikation. Frankfurt/New York: Campus. S. 41-79.
- Burkhardt, Armin (2004): Zwischen Monolog und Dialog. Zur Theorie, Typologie und Geschichte des Zwischenrufs im deutschen Parlamentarismus. Tübingen: Niemeyer.
- Busse, Dietrich (2013): Linguistische Diskursanalyse: neue Perspektiven. Wiesbaden: Springer.
- Deleuze, Gilles (1991): Was ist ein Dispositiv? In: Ewald, François/Waldenfels, Bernhard (Hrsg.): Spiele der Wahrheit. Michel Foucaults Denken. Frankfurt am Main: Suhrkamp. S. 153-162.
- Dentith, Simon (2000): Parody. New York: Routledge.
- Donalies, Elke (1994): Idiom, Phraseologismus oder Phrasem? Zum Oberbegriff eines Bereichs der Linguistik. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik: deutsche Sprache in Gegenwart und Geschichte. Berlin: de Gruyter. S. 334-349.
- Deppermann, Arnulf/Feilke, Helmuth/Linke, Angelika (2016): Sprachliche und kommunikative Praktiken. Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache. Berlin: de Gruyter.
- Eco, Umberto (1985): Für eine semiologische Guerilla. In: Eds.: Über Gott und die Welt. Essays und Glossen. München: Hanser. S. 146-156.
- Ehrich, Veronika/Saile, Günther (1972): Über nicht-direkte Sprechakte. In: Wunderlich, Dieter (Hrsg.): Linguistische Pragmatik. Frankfurt am Main: Athenaeum. S. 255-287.

- Felder, Ekkehard (2006): Semantische Kämpfe in Wissensdomänen. Eine Einführung in Benennungs-, Bedeutungs- und Sachverhaltsfixierungs-Konkurrenzen. In: Felder, Ekkehard (Hrsg.): Semantische Kämpfe. Macht und Sprache in den Wissenschaften. Berlin/New York: de Gruyter. S. 13-46.
- Felder, Ekkehard (2010): Semantische Kämpfe – Die Macht des Deklarativen in Fachdiskursen. In: Fuchs, Thomas/Schwarzkopf, Grit (Hrsg.): Verantwortlichkeit – nur eine Illusion? Heidelberg: Winter. S. 13-59.
- Felder, Ekkehard (2012): Pragma-semiotische Textarbeit und der hermeneutische Nutzen von Korpusanalysen für die linguistische Mediendiskursanalyse. In: Felder, Ekkehard /Müller, Marcus /Vogel, Friedemann (Hrsg.): Korpuspragmatik. Thematische Korpora als Basis diskurslinguistischer Analysen. Berlin/New York: de Gruyter, S. 115–174 (Linguistik – Impulse und Tendenzen, Bd. 44).
- Felder, Ekkehard (2013): Faktizitätsherstellung mittels handlungsleitender Konzepte und agonaler Zentren. Der diskursive Wettkampf um Geltungsansprüche. In: Felder, Ekkehard (Hrsg.): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen. Berlin/Boston: de Gruyter, S. 13–28 (Sprache und Wissen, Bd. 13).
- Felder, Ekkehard (2015a): Lexik und Grammatik der Agonalität in der linguistischen Diskursanalyse. In: Kämper, Heidrun/Warnke, Ingo (Hrsg.): Diskurs – interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 87-121.
- Felder, Ekkehard/Mattfeldt, Anna (2015b): Linguistik als hermeneutische Wissenschaft: Das schwierige Verhältnis von Text und Bild im Diskurs. In: Zeitschrift für Diskursforschung. Sonderheft „Diskurs, Interpretation, Hermeneutik“, S. 108–144.
- Feustel, Robert (2015): Die Kunst des Verschiebens. Dekonstruktion für Einsteiger. Paderborn: Fink.
- Foucault, Michel (1992): Was ist Kritik? Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (2005): Subjekt und Macht. In: Michel Foucault (Hrsg.): Analytik der Macht. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S.240-263.
- Foucault, Michel (<sup>17</sup>2015): Archäologie des Wissens. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1997): Die Sorge um sich. (Sexualität und Wahrheit, Bd.3) Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1996): Der Mensch ist ein Erfahrungstier. Gespräche mit Ducio. Trombadori. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gardt, Andreas (2007): Diskursanalyse. Aktueller theoretischer Ort und methodische Möglichkeiten. In: Warnke, Ingo (Hrsg.): Diskurslinguistik nach Foucault. Theorie und Gegenstände. Berlin/New York: De Gruyter. S. 28-52.
- Genette, Gérard (1982): Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Frankfurt a.M.: Suhrkamp
- Glück, Helmut/Rödel, Michael (Hrsg.) (2016<sup>5</sup>): Metzler Lexikon. Sprache.

Stuttgart: Metzler.

- Govrin, Jakob J. (2013): SlutWalk – Resignifizierung von Feminitäten und Feminismen. In: GENDER – Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 5 (1), S. 88-103 (Online verfügbar unter [https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/39739/ssoar-gender-2013-1-jakob\\_govrin-Slut\\_Walk\\_-\\_Resignifizierung\\_von\\_Feminitaten.pdf](https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/39739/ssoar-gender-2013-1-jakob_govrin-Slut_Walk_-_Resignifizierung_von_Feminitaten.pdf), abgerufen am 04.07.2019)
- Greisinger, Sybille (2013): „Guerilla“ – Irritation als Mittel der Kommunikation in der Kultur. In: (Arbeitsgemeinschaft der Kunst- und Museumsbibliotheken) AKMB-news 1, Jahrgang 19. S. 14-21.
- Grice, Paul (1975): Logic and conversation. In: Cole, Peter (Hrsg.) Speech acts. New York: Academic Press. S. 41-58.
- Groeben, Norbert/Scheele, Brigitte (1984): Produktion und Rezeption von Ironie. Pragmalinguistische Beschreibung und psycholinguistische Erklärungshypothesen. Tübingen: Narr.
- Groeben, Norbert (1986): Ironie als spielerischer Kommunikationstyp? Situationsbedingungen und Wirkungen ironischer Sprechakte. In: Kallmeyer, Werner (Hrsg.): Kommunikationstypologie, Handlungsmuster, Textsorten, Situationstypen. Düsseldorf: Schwann. S. 172-131.
- Gunder, John (2010): The complete idiot's guide to memes. New York: Alpha.
- Günthner, Susanne/Knoblauch, Hubert (1994): „Forms are the food of faith“: Gattungen als Muster kommunikativen Handelns. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 46 (4). S. 693-723.
- Habscheid, Stephan/Reuther, Nadine (2013): Performatisierung und Verräumlichung von Diskursen. Zur soziomateriellen Herstellung von ‚Sicherheit‘ an öffentlichen Orten. In: Felder, Ekkehard (Hrsg.): Faktizitätsherstellung in Diskursen. Die Macht des Deklarativen (Sprache und Wissen 13). Berlin/New York: De Gruyter. S. 127-145.
- Halliday, Michael A.K. (2004): An introduction to functional grammar. London: Arnold.
- Hartung, Martin (1998): Ironie in der Alltagssprache. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1830/2011): Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaft im Grundrisse. Hamburg: Meiner.
- Hermanns, Fritz (1994): Schlüssel-, Schlag- und Fahnenwörter. Zu Begrifflichkeit und Theorie der lexikalischen „politischen Semantik“. Heidelberg: Universitätsverlag.
- Hutcheon, Linda (1989): The politics of postmoderism. London: Routledge.
- Hutcheon, Linda (1991): A theory of parody. The teachings of twentieth-century art forms. New York: Routledge.
- Jacob, Katharina (2016): Das diskurslinguistische Potential salienter politischer Sätze. In: Beßlich, Barbara/Felder, Ekkehard/Mattfeldt, Anna/Walcher, Bernhard (Hrsg.): Geschichte(n) fiktional und faktual. Literarische und diskur-

- sive Erinnerungen im 20. Und 21. Jahrhundert. Bern/Berlin/Frankfurt/Wien: Peter Lang. S. 332-353.
- Jäger, Siegfried (2006): Theoretische und methodische Aspekte einer Kritischen Diskurs- und Dispositivanalyse. In: Keller, Reiner/Hirsland, Andreas/Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hrsg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften. S. 83-114.
- Jäger, Siegfried (2015): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. Münster: Unrast.
- Januschek, Franz (2012): Kritische Diskursanalyse und Funktionale Pragmatik. Duisburg: Universitätsverlag Rhein-Ruhr.
- Jungmann, Robert/Besio, Cristina: Semantiken des sozialen Wandels (2018): Zur diskursiven Gestaltung von Innovation. In: Zeitschrift für Diskursforschung Beiheft, Ausgabe 1, S. 11-42.
- Keller, Rudi (2004): Ist die deutsche Sprache vom Verfall bedroht? (Online verfügbar unter <https://www.phil-fak.uni-duesseldorf.de/uploads/media/Sprachverfall.pdf>, abgerufen am 04.07.2019)
- Keller, Rudi/Kirschbaum, Ilja (2003): Bedeutungswandel. Eine Einführung. Berlin: de Gruyter.
- Klug, Nina-Maria (2013): Bilder als Texte. Methoden einer semiotischen Erweiterung angewandter Diskursanalyse. In: Roth, Kersten S./Spiegel, Carmen (Hrsg.): Angewandte Diskurslinguistik. Felder, Probleme, Perspektiven. Berlin: de Gruyter. S. 163-188.
- Klug, Nina-Maria/Stöckl, Hartmut (2015): Sprache im multimodalen Kontext. In: Felder, Ekkehard/Gardt, Andreas (Hrsg.): Handbuch Sprache und Wissen. Berlin/New York: de Gruyter. S. 262-264.
- Köller, Wilhelm (2004): Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Köller, Wilhelm (2016): Formen und Funktionen der Negation. Untersuchung zu den Erscheinungsweisen einer Sprachuniversalie. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Kress, Gunther R. (2010): Multimodality. A social semiotic approach to contemporary communication. London: Routledge.
- Krieger, Kai Harald (2012): Guerilla Marketing. Alternative Werbeformen als Techniken der Produktinszenierung. Wiesbaden: Gabler.
- Lapp, Edgar (1992): Linguistik der Ironie. Tübingen: Gunter Narr.
- Lautenschläger, Sina (2018): Geschlechtsspezifische Körper- und Rollenbilder. Eine korpuslinguistische Untersuchung. Berlin/Boston: de Gruyter.
- Linke, Angelika (2015): Entdeckungsprozeduren – Oder: Wie Diskurse auf sich aufmerksam machen. In: Kämper, Heidrun/Warnke, Ingo H. (Hrsg.): Diskurs – interdisziplinär. Zugänge, Gegenstände, Perspektiven. Berlin/Boston: de Gruyter. S. 63-85.



- Luckmann, Thomas (1988): Kommunikative Gattungen im kommunikativen Haushalt einer Gesellschaft. In: Smolka-Koerdt, Gisela/Spangenberg, Peter M./Tillmann-Bartylia, Dagmar (Hrsg.): Der Ursprung der Literatur. München: Fink. S. 279-288.
- Martinsen, Renate (2014): Auf den Spuren des Konstruktivismus – Varianten konstruktivistischen Forschens und Implikationen für die Politikwissenschaft. In: Eds. (Hrsg.): Spurensuche: Konstruktivistische Theorien der Politik. Wiesbaden: Springer. S. 3-41.
- Marx, Konstanze (2019): Von #Gänsehaut bis #esreicht – Wie lässt sich ein Territorium neuer Sagbarkeit konturieren? Ein phänomenologischer Zugang. In: Eichinger, Ludwig/Plewnia, Albrecht (Hrsg.): Neues vom heutigen Deutsch. Empirisch – methodisch – theoretisch. Berlin/Boston: De Gruyter. S. 245-263.
- Mead, George Herbert (<sup>17</sup>2013): Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Meißner, Hanna (2010): Jenseits des autonomen Geschlechts. Zur gesellschaftlichen Konstitution von Handlungsfähigkeit im Anschluss an Butler, Foucault und Marx. Bielefeld: transcript.
- Meier, Stefan (2011): Multimodalität im Diskurs: Konzept und Methode einer multimodalen Diskursanalyse (multimodal discourse analysis). In: Keller, Reiner / Hirsland, Andreas / Schneider, Werner (Hg.): Handbuch Sozialwissenschaftliche Diskursanalyse 1, Theorien und Methoden: Bd 1, 3. Aufl., Wiesbaden: VS, S. 499-532.
- Näcke, Lars/Park, Eri (2000): Subjektivität und Subjektivierung: zwischen Einschreibung und Selbstführung. In: Psychologie und Gesellschaftskritik, 24(2), S. 9-35. (Online verfügbar: [https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/2015/ssoar-psychges-2000-2-nacke\\_et\\_al-subjektivitat\\_und\\_subjektivierung.pdf](https://www.ssoar.info/ssoar/bitstream/handle/document/2015/ssoar-psychges-2000-2-nacke_et_al-subjektivitat_und_subjektivierung.pdf), abgerufen am 16.03.2019)
- Nestler, Sebastian (2011): Performative Kritik. Eine philosophische Intervention in den Begriffsapparat der Cultural Studies. Bielefeld: transcript.
- Nünning, Ansgar (Hrsg.) (<sup>5</sup>2013): Metzler Lexikon Literatur- und Kulturtheorie. Ansätze – Personen – Grundbegriffe. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Piegsa, Oskar/Grünewald-Schukalla (2018): WANN IST EIN MEME EIN MEME? Ein E-Mail-Austausch anlässlich der plötzlichen Popularität des Run-DMC-Logos. In: Fischer, Georg/Grünewald-Schukalla, Lorenz (Hrsg.): Originalität und Viralität von (Internet-)Memes. Sonderausgabe von kommunikation@gesellschaft.
- Reckwitz, Andreas (2003): Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive. In: Zeitschrift für Soziologie, 32,4. S. 282-301.
- Rosengren, Inger (1986): Ironie als sprachliche Handlung. In: Sprachnormen in der Diskussion. Berlin/New York: de Gruyter. S. 41-71.
- Roth, Kersten S./Spiegel, Carmen (Hrsg.) (2013): Angewandte Diskurslinguistik.

- Felder, Probleme, Perspektiven. Berlin: de Gruyter.
- Raymond Williams (1976): *Keywords. A vocabulary of culture and society*. New York: Oxford University Press.
- Rucht, Dieter (2005): *Cyberprotest*. Überarbeitete Fassung eines Vortrags bei der Tagung „Von neuen Öffentlichkeiten zur heimlichen Medienrevolution – Welche Chancen hat eine kritische Internetkultur? Kommunikationsfachtagung des netzwerk recherche e.V. in Zusammenarbeit mit der Bundeszentrale für politische Bildung, 7./8. Mai 2005, Wiesbaden. (Online verfügbar unter [https://www.wzb.eu/system/files/docs/sv/iuk/rucht05\\_cyberprotest.pdf](https://www.wzb.eu/system/files/docs/sv/iuk/rucht05_cyberprotest.pdf), abgerufen am 04.07.2019)
- Sacks, Harvey/Schegloff, Emanuel E./Jefferson, Gail (1974): *A Simplest Systematics for the Organization of Turn-taking for Conversation*. In: *Language* 50, S. 696-735.
- Schegloff, Emanuel A. (2000): *Overlapping talk and the organization of turn-taking for conversation*. In: *Language in Society* 29, S. 1-63. (Online verfügbar unter <https://www.cambridge.org/core/services/aop-cambridge-core/content/view/D12AD4181BEEFB073869BE7C55B07660/S0047404500001019a.pdf>)
- Schmitz, Ulrich (2018): *Im Raume lesen wir die Macht. Zeichen der Macht im öffentlichen Raum des Ruhrgebiets*. In: Pappert, Steffen/Michel, Sascha (Hrsg.): *Multimodale Kommunikation in öffentlichen Räumen. Texte und Textsorten zwischen Tradition und Innovation*. Stuttgart: ibidem. S. 133-158.
- Schober, Anna (2009): *Ironie, Montage, Verfremdung. Ästhetische Taktiken und die politische Gestalt der Demokratie*. München: Fink.
- Schölzel, Hagen (2013): *Guerillakommunikation. Genealogie einer politischen Konfliktform*. Bielefeld: transcript.
- Schwarz-Friesel, Monika (2009): *Ironie als indirekter expressiver Sprechakt: Zur Funktion emotionsbasierter Implikaturen bei kognitiver Simulation*. In: Bachmann-Stein, A./Merten, S./Roth, Ch. (Eds.) (Hrsg.): *Perspektiven auf Wort, Satz und Text. Semantisierungsprozesse auf unterschiedlichen Ebenen des Sprachsystems*. Festschrift für Inge Pohl. Trier: Wissenschaftlicher Verlag. S. 223-232.
- Schwitalla, Johannes (2001): *Konflikte und Verfahren ihrer Bearbeitung*. In: Brinker, Klaus/Antos, Gerd/Heinemann, Wolfgang/Sager, Sven F. (Hrsg.): *Text- und Gesprächslinguistik. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung*. Berlin/New York: de Gruyter.
- Schwitalla, Johannes (2016): *Verbale Aggressionen und Streigespräche – und was die Linguistik dazu zu sagen hat*. In: Vogel, Friedemann/Luth, Janine/ Ptashnyk, Stefaniya (Hrsg.): *Linguistische Zugänge zu Konflikten in europäischen Sprachräumen. Korpus – Pragmatik – kontrovers*. Heidelberg: Winter.
- Scollon, Ronald/Scollon, Suzanne B. K. (2003): *Discourses in place. Language in the material world*. London: Routledge.
- Spitzmüller, Jürger/Warnke, Ingo (2011): *Diskurslinguistik. Eine Einführung*

in Theorien und Methoden der transtextuellen Sprachanalyse. Berlin: de Gruyter.

Stöckl, Hartmut (2011): Sprache-Bild-Text. Bausteine zur Methodik einer Grundkompetenz. In: Diekmannshenke, Hajo/Klemm, Michael/eds. (Hrsg.): Bildlinguistik. Theorien – Methoden – Fallbeispiele. Berlin: Erich Schmidt. S. 45-70.

Teubert, Wolfgang (1998): Korpus und Neologie. In: Eds. (Hrsg.): Neologie und Korpus. Tübingen: Narr. S. 129-170.

Thomas, Tanja (2011): Dekonstruktion und Evidenz. Ver(un)sicherungen in Medienkulturen. Sulzbach: Helmer.

Van de Donk, Wim/Loader, Brian D./Nixon, Paul G./Rucht, Dieter (2004): Cyber Protest. New Media, Citizens and Social Moevements. London/New York: Routledge. (Online verfügbar unter <https://www.chinhnghia.com/Cyberprotest-New-media-citizens-and-social-movements-Edited-by-Wim-van-de-Donk-Brian-D.Loader-Paul-G.Nixon-Dieter-Rucht.pdf>, abgerufen am 04.07.2019)

Warnke, Ingo (2013): Urbaner Diskurs und maskierter Protest – Intersektionale Feldperspektiven auf Gentrifizierungsdynamiken in Berlin Kreuzberg. In: Roth, Kersten/Spiegel, Carimen (Hrsg.): Angewandte Diskurslinguistik. Felder, Probleme, Perspektiven. Berlin: Akademie Verlag. S. 189-221.

Weinrich, /Harald (1966): Linguistik der Lüge. Heidelberg: Schneider.

Wirth, Uwe (2002): Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Zirfas, Jörg (2001): Dem Anderen gerecht werden. Das Performative und die Dekonstruktion bei Jacques Derrida. In: Wulf, Christoph/Göhlich, Michael/ebds. (Hrsg.): Grundlagen des Performativen. Eine Einführung in die Zusammenhänge von Sprache, Macht und Handeln. Weinheim/München: Juventa.

Zymner, Rüdiger (2003): Uneigentliche Bedeutung. In: Jannidis, Fotis/Lauer, Gerhard/Martínez, Matías/Winko, Simone (Hrsg.): Regeln der Bedeutung. Berlin/Boston: de Gruyter (= Revisionen, Bd. 1), S. 128–168.

## Internetquellen

<https://www.jetzt.de/interview/es-lebe-der-kleber-andreas-sagt-dir-wann-sticker-kunst-sind-412601> (abgerufen am 17.05.2019)

<https://lingscape.uni.lu/> (abgerufen am 02.07.2019)

[https://www.duden.de/rechtschreibung/fuer\\_statt\\_wegen\\_zuliebe](https://www.duden.de/rechtschreibung/fuer_statt_wegen_zuliebe) (abgerufen am 13.06.2019)

<https://www.bpb.de/gesellschaft/migration/kurzdosiers/179675/einleitung> (abgerufen am 31.05.2019)

<https://wirkuendigen.de/> (abgerufen am 23.05.2019)

[https://de.wikipedia.org/wiki/Kein\\_mensch\\_ist\\_illegal](https://de.wikipedia.org/wiki/Kein_mensch_ist_illegal) (abgerufen am 29.06.2019)

[https://de.wikipedia.org/wiki/Atomkraft%3F\\_Nein\\_danke](https://de.wikipedia.org/wiki/Atomkraft%3F_Nein_danke) (abgerufen am 29.06.2019)

[https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Run-DMC\\_Logo.svg](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Run-DMC_Logo.svg) (abgerufen am 31.05.2019)

[https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Betreten\\_der\\_Baustelle\\_verboten.JPG](https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Betreten_der_Baustelle_verboten.JPG) (abgerufen am 29.06.2019)

<http://eipcp.net/transversal/0806/butler/de> (abgerufen am 22.06.2019)

<https://lelwankayi.weebly.com/image-analysis.html> (abgerufen am 14.05.2019)

<https://femen.org/>

<https://philarchive.org/archive/WEIP-16>

<https://www.zeit.de/kultur/2019-04/hass-im-netz-rechte-hetze-soziale-medien/seite-4>

<https://dmcpics.tumblr.com/>

<https://mutzurwut.com/>

<https://rebellion.earth/>

<https://fridaysforfuture.de/>

# Anhang

## 1 Interaktiv durch Leerstellen



Abbildung 1: Heidelberg Friedrich-Ebert-Platz, 27.02.2019. Foto: Carina Krieger.



Abbildung 2: Heidelberg Altstadt, 27.02.2019. Foto: Carina Krieger.



Abbildung 3: Heidelberg Universitätsplatz, 14.05.2019. Foto: Carina Krieger.

## 2 Nazi-Aufkleber-Überkleber

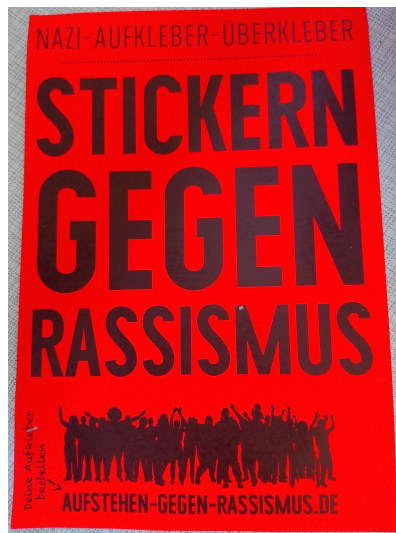


Abbildung 4: Kampagnen-Material des Netzwerks „Aufstehen gegen Rassismus!“ (<https://www.aufstehen-gegen-rassismus.de/material/flyer-etc/>)

### 3 Junge, fix net!



Abbildung 5: Heidelberg Kornmarkt, 26.02.2019. Foto: Carina Krieger.

### 4 Ablehnung der AfD



Abbildung 6: Mannheim Planken, 12.03.2019. Foto: Carina Krieger.



Abbildung 7: Heidelberg Altstadt, 17.03.2019. Foto: Carina Krieger.

## 5 Hirnkraft? – Nein Danke!



Abbildung 8: Heidelberg Privathaushalt, 02.06.2019. Foto: Carina Krieger.



## 6 Ablehnungs-Variationen (in Auswahl)



Abbildung 9: Heidelberg Altstadt, 10.04.2019. Foto: Carina Krieger.



Abbildung 10: Heidelberg Rohrbach, 06.05.2019. Foto: Carina Krieger.



Abbildung 11: Heidelberg Plöck, 27.02.2019. Foto: Carina Krieger.



Abbildung 12: Heidelberg Karlsplatz, 31.01.2019. Foto: Carina Krieger.



Abbildung 13: Heidelberg Universitätsbibliothek, 28.05.2019. Foto: Carina Krieger.

## 7 Kategorien-Sticker



Abbildung 14: Heidelberg Altstadt, 27.02.2019. Foto: Carina Krieger.



Abbildung 15: Heidelberg Altstadt, 13.03.2019. Foto: Carina Krieger.